Nr. 24. Jahrgang V. Berlin, 12. Juni 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder **Mk. 2,50.**
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten ($2^1/_2$ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten ($^1/_2$ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Die Vorgänge in Westfalen.

Vor nicht allzu langer Zeit haben die westfälischen Gemeinden das Bedürfnis entdeckt, den Gottesdienst zu „reformieren". Nachdem dies im Prinzip beschlossen war, haben sie programmgemäß gehandelt. Sie haben sich an einen Rabbiner gewandt, dem sie die Kenntnisse, ein „reformiertes" Gebetbuch zu schaffen, zutrauten; dieser Liturgiefabrikant übernahm auch bereitwillig die Herstellung des neuen Gebetbuches, welches wiederum von den Gemeinden approbiert und in den Gotteshäusern eingeführt wurde. Es ging Alles mit der Schnelligkeit zu, die wir im Zeitalter, das im Zeichen des Verkehrs steht, erwarten dürfen.

Und warum sollte es anders sein? Der jüdische Stamm besitzt liturgische Gedichte, die einzig in ihrer Art sind, poetische Erzeugnisse des dichtenden Genius aus einer Zeit, in der noch nicht alles ideale Leben aus der Judenheit geschwunden war. Aber diese Liturgie kann unmöglich unsern „gebildeten" Zeitgenossen munden. Wie sollten sie z. B. Jehudah ha-Levi gelten lassen, der eine schwärmerische Liebe für Zion hegte und diese Liebe in seiner synagogalen Poesie zum Ausdruck brachte? Dürfen sie Salomo ibn Gabirol im Gotteshause zu Wort kommen lassen, der sich in die Vergangenheit Israels vertieft und die Erinnerung an jene Zeit zum Ausgangspunkt seiner Dichtungen macht? In Westfalen brauchen sie hübsche, glatte Gebete, die sich wie ein Roman der Marlitt lesen, weshalb sie all den Bildungsphilistern schmecken, die, Gott sei es geklagt, heutzutage die jüdische Intelligenz repräsentieren. Daß sich ein Rabbinerlein gefunden, welches, mit Scheere und Kleistertopf ausgerüstet, sich dazu hergegeben hat, Israels altehrwürdige Gebete zu verstümmeln — auch das nimmt uns nicht Wunder. Unser wundersames Zeitalter hat leider Gottes auch Rabbiner hervorgebracht, die alles sind — nur aber keine Juden. Und so schmerzt es sie nicht im mindesten, mit Hand an der Demolierungsarbeit anzulegen; den herrlichen Bau Israels mit freventlicher Hand zu zerstören und in ihrem Vandalismus nicht das Heiligste und Erhabenste zu schonen.

Die Gemeinden Westfalens haben aber auch noch Elemente, denen diese neuste Leistung des reformsüchtigen Philistertums nicht recht ist. Diese Elemente, welche dem Glauben ihrer Väter Treue gewahrt und nicht jeden Rechtsanwalt, der einige Hundert Bagatellprozesse verloren oder gewonnen hat, das Recht zusprechen wollen, mit plumper Hand in unser geistiges Erbe zu greifen, diese dem Judentum treu gebliebenen Elemente haben sich nun zusammen gethan, um sich gegen den öden schalen Radikalismus kräftig zu wehren. Dies begrüßen wir mit Freude, wenn wir auch nicht die Methode loben können, welche sie in ihrem Kampf anwenden. Wir möchten nämlich vor dem verhängnisvollen Entschluß warnen, aus der Gemeinde auszutreten und Separatgemeinden zu gründen. Dies hat sich in Berlin vor etwa fünfundzwanzig Jahren bitter gerächt, da nur dadurch die Herrschaft des Radikalismus volle dreißig Jahre hat dauern können. Nicht austreten sollen die gesetzestreuen Elemente, sondern bleiben und gegen die religiösen Nihilisten mit allem Mut, den ihnen ihre Ueberzeugung giebt, kämpfen. In der Judenheit gab es oft Epochen, in denen sich einige fanatische Feinde unseres Glaubens der Herrschaft über unsern Stamm bemächtigt hatten und das Judentum mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten; aber nicht dadurch haben unsre Vorfahren sich zur Wehre gesetzt, daß sie jenen Vandalen das Feld geräumt hätten!

Diese ernste Episode, welche sich gegenwärtig in Westfalen abspielt, ist sehr lehrreich, indem sie die Zustände, welche in unsrer Mitte herrschen, grell beleuchtet. Eine Hand voll

blasierter Philister, welchen es an Kraft gebricht, Juden zu sein, thun sich zusammen, um das jüdische Gotteshaus nach dem Muster eines Operettenhauses umzuwandeln und aus unserer Liturgie eine schlechte Operette zu machen. Rasch ist auch ein „Rabbiner“ zur Hand, der das Libretto schreibt; eine schlechte Musik ist leicht da, und so haben wir das allerneueste Judentum, das sich wie ein schlechter Zeitungsartikel ausnimmt. Natürlich „zieht“ dies nur so lange, als es mit dem Reiz der Neuheit behaftet ist. Später wird es recht langweilig und kein vernünftiger Mensch besucht den Gottesdienst mit den „orthographischen Gebeten“, wie Heine spottet. Dieses kann man in unzähligen Gemeinden beobachten, ohne daß sich dadurch unsre Reformfexe davon abschrecken ließen, das Judentum auch in der andern Gemeinde zu zerstören. Es scheint, daß dies uns wie eine Epidemie heimsuchen muß.

Nun, die Geschichte wird über diese Reformhelden und den „Rabbiner“, der ihnen als Eideshelfer zur Seite steht, zur Tagesordnung übergehen. Das neue Gebetbuch, das schon jetzt Makulatur ist, wird bald, wie seine Vorgänger andrer Fabrikation, dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen sein.

Aus dem Gemeinde-Parlament.

Schwere Gewitterwolken umdüsterten den Horizont, als am 7. d. M. unsere Repräsentanten zu löblichem Thun sich versammelten, und auch drinnen im Saale über dem hufeisenförmigen grünen Tische zog ein Wetter sich zusammen, wie es seit Jahren wohl kaum mit so explosiver Gewalt an dieser Stelle sich entladen haben dürfte. Daß dabei grelle Blitze die ganze Atmosphäre unseres Gemeindelebens beleuchteten, ist selbstverständlich, hoffentlich wird aber auch in diesem Fall diese Entladung nicht in bloßem Theaterblitz und Theaterdonner bestanden haben, sondern wie bei einem richtigen Gewitter reinigend und erfrischend wirken. Doch gehen wir in medias res.

Aus den geschäftlichen Mitteilungen wollen wir nur erwähnen eine Petition der Religionsgemeinde zu Charlottenburg, in welcher gebeten wird, die Kultusangelegenheiten der Charlottenburger Bezirke, welche westlich vom zoologischen Garten belegen sind, auf die Berliner Gemeinde zu übernehmen. Die Petition trägt 125 Unterschriften. Der Vorstand der Berliner Gemeinde wird demnächst beantragen, die Angelegenheit in gemischter Deputation vorzuberaten. Für Rückkauf von Synagogenständen bewilligt sodann die Versammlung die Summe von 800 Mark. Zur Renovierung von Denksteinen an Militärgräbern und zur dauernden Pflege der Grabhügel werden 185 Mark bewilligt. Dankenswert ist auch der Versuch, die elenden akustischen Verhältnisse des Sitzungssaales zu verbessern. Was bisher in Aussicht genommen wurde, von diesem Mißstande abzuhelfen, Teppiche aus Linoleum, ein über den Saal gezogenes Netz, Portieren zwischen den Säulen, ist allerdings, wie Herr Leonhard Sachs mitteilt, laut sachverständigen Urteilen kaum geeignet, Wandel zu schaffen. Dennoch will man weitere Versuche anstellen, und stellte die Versammlung hierfür 300 Mark zur Verfügung.

Bis dahin war alles friedlich abgegangen. Nunmehr aber änderte sich die Situation, das Wettergewölk, das über der Versammlung hing, öffnete seine Schleusen, und ein Unwetter prasselte hernieder mit Sturm, Blitz, Donner und Hagel. Die Versammlung genehmigte die Dringlichkeit eines Antrages, der ursprünglich für diese Sitzung nicht vorgesehen war, und trat nun in die Beratung über die Errichtung von Jugendgottesdiensten am Neujahrs- und Versöhnungsfeste ein. Warum eigentlich dieser Antrag erst in zwölfter Stunde gewissermaßen an die Versammlung gelangte, ging aus den Ausführungen des Referenten, Herrn Dr. Kirstein, nicht recht hervor. Der Herr Geheimrat teilte mit, daß die Kommission beschlossen habe, den Jugendgottesdienst an den beiden Neujahrstagen und am Versöhnungsfeste je zweimal stattfinden zu lassen bei jedesmaliger Dauer von $1^1/_2$ Stunde. Eine Agende sei ausgearbeitet und habe die Zustimmung des Rabbinats gefunden. Diese Agende in ihren einzelnen Teilen dem Kollegium zur Kenntnis zu bringen, hielt der Herr Geheimrat nicht für nötig. Daß eine solche Arbeit schriftlich oder gedruckt allen Mitgliedern in die Hände gelangen muß, wie das in allen andern parlamentarischen Körperschaften eine löbliche Einrichtung ist, ist leider hier des Landes nicht der Brauch. Herr Dr. Kirstein begnügte sich nur damit mitzuteilen, daß die Kommission beschlossen habe, an Stelle des ברוך שאמר den Gottesdienst mit אדון עולם beginnen zu lassen, am Jom Kippur an Stelle der traditionellen Vorlesung Achare Moth etwas anderes aus dem dritten Buch Moses vorlesen zu lassen, „weil das Traditionelle für die Jugend nicht geeignet sei.“ An beiden Tagen Rosch haschanah die Akedah zur Vorlesung zu bringen, und endlich Schofar blasen zu lassen. Alle Achtung vor diesem letzteren Beschluß der Kommission, dem vor Jahrtausenden gegebenen göttlichen Gebote auch ihrerseits für den Jugendgottesdienst in Berlin zuzustimmen. Die Kommission empfiehlt die Annahme dieser Agende und bittet, alle Einzelheiten sonstiger Art der Kommission vertrauensvoll zu überlassen. — Und nun brach's los! In sichtlicher Erregung begann Herr Professor Levin seine Ausführungen und machte seiner berechtigten Entrüstung in scharfen Worten Luft. Man möge die Vorlage, so wie sie sich darbiete, einfach ablehnen. Er müsse sein höchstes Erstaunen darüber ausdrücken, daß nach den Erfahrungen der letzten Monate man wieder mit so unberechtigten Neuerungen im Kultus komme, daß man alte Traditionen bei der Vorlesung der Thora, die bis jetzt noch keinem kindlichen Gemüte geschadet hätten, ohne Grund und Anlaß abgeändert habe. Für ein solches Vorgehen habe er einfach keine Worte. Zu bedauern sei es auch, daß unser Rabbinat bei dieser Gelegenheit so wenig seinen Standpunkt als Rabbinat betont habe. Wenn diese Reformsucht so weiter gehe, so würde das zu merkwürdigen Konsequenzen führen. Mit Entschiedenheit müsse er dem Vorstande das Recht bestreiten, über Fragen des Gottesdienstes Entscheidungen zu treffen. Herr Dr. Blumenthal, der zunächst das Wort ergreift, steht auf demselben Standpunkt, vermißt aber außerdem in dem Antrage der Kommission noch so manche Einzelheit über verschiedene nicht unwichtige Fragen und bittet, die Angelegenheit an den Ausschuß zurückzuverweisen.

Nunmehr erhebt sich Herr Justizrat Meyer, um sich wieder in seiner ganzen Größe und Eigenheit zu zeigen. Es sei doch besser, so etwa meinte er, etwas als garnichts zu schaffen

Man müsse doch zu dem gewählten Ausschuß Vertrauen haben, man möge doch die Probe mit dem Gegebenen machen, sollten wirklich Mängel vorhanden sein, so könnten dieselben später beseitigt werden. — Principiis obsta, Herr Justizrat, ist ein altes, wahres Wort. Und das Vertrauen darf niemals so weit gehen, daß man die Zumutung stellt, die Katze im Sacke zu kaufen. — Herr Meyer benutzte alsdann wieder einmal die Gelegenheit, unsern Rabbinern mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu erklären, daß sie in Kultusangelegenheiten garnichts zu sagen, sondern höchstens zu begutachten hätten, denn die Stellung der Rabbiner sei bei uns eine andere wie bei anderen Konfessionen. Herr Meyer hat darin Recht, leider nur zu sehr Recht, denn so steht es im Statut der Gemeinde, und einem Bureaukraten Meyerscher Observanz, bei dem noch eine gehörige Portion Selbstbewußtsein und Herrschsucht hinzutritt, muß eine solche Bestimmung ja so recht nach Geschmack sein. Daß aber unsere Herren Rabbiner die vielen Liebenswürdigkeiten, mit denen sie seit Jahren vom Vorstande traktiert worden sind, ruhig eingesteckt haben, das zeigt deutlich, daß schließlich jeder so behandelt wird, wie er es verdient. Endlich stellt Herr Meyer noch in Aussicht, das überhaupt nichts zustande kommen werde, wenn die Versammlung ihm nicht den Willen thue. —

Eine sehr lange Diskussion wurde nunmehr entfesselt, die in ihrem Verlaufe zu scharfen Zusammenstößen führte. Auch Herr Leonhard Sachs meinte, daß er für seine Person, ohne die Arbeit der Kommission eingehend geprüft zu haben, keine Verantwortung übernehmen könne und bittet gleichfalls um Zurückweisung in die Kommission. Herr Direktor Herrmann vom Vorstand meint, man solle doch nicht päpstlicher sein als der Papst; hätten die Herren Rabbiner an der Agende nichts auszusetzen gefunden, so könne man dieselbe ruhig annehmen. (Als ob unsere Herren Rabbiner bei dem sie auszeichnenden passiven Mute jemals etwas anderes gutzuheißen gewagt hätten, als was dem Vorstand in den Kram paßt!) Auch Herr Dr. Tiktin findet die Vorlage höchst mangelhaft und bittet um eine nochmalige Prüfung in der Kommission. Im übrigen gefiel sich der Herr Justizrat, wie schon so oft, in der Rolle eines freiwilligen Regierungskommissarius; er sprach sogar von einem Attentat auf die jüdische Freiheit durch Herrn Professor Levin. Es sei gut, daß über Fragen des Kultus bei uns das Laientum zu entscheiden habe und nicht der Klerus, und ähnliche schöne Dinge aus dem liberalen Phrasenarsenal. Die Hierarchie, die Herrschaft des „Klerus" sind wir ja glücklich los, dafür haben wir die Herrschaft des Laientums, des Dünkels und der Herrschsucht eingetauscht. Im liberalen Jargon nennt man das Freiheit und hält es für ein gar köstlich Gut.

Herr Fränkel stellt sodann den sehr berechtigten Antrag, die Agende drucken zu lassen und an die Mitglieder zu verteilen, erst dann könne man eingehend prüfen und zu einem Resultate gelangen. Noch einmal begründet Herr Prof. Levin seinen Standpunkt. Der Standpunkt des Herrn Meyer sei der des Schmollwinkels, der Vorstand habe jedoch die Pflicht, der Majorität entgegenzukommen. Was hier zur Beschlußfassung vorliege, stelle wieder einmal den Versuch dar, das durch Ueberlieferung zum Heiligtum Erhobene abzuschaffen durch die Verwaltungsmaßregeln des grünen Tisches. In solchen Dingen dürfe das Laienelement sich keine Entscheidung anmaßen, und wenn das Rabbinat in dieser Frage sein Gutachten abgegeben habe, so sei ihm dieses Rabbinat nicht maßgebend genug, andere Rabbinate würden wahrscheinlich anders entscheiden. Die Vorlage sei eine Ueberrumpelung und dürfe nicht angenommen werden. Der Versammlung wurde bei diesen Worten sehr unbehaglich zu Mute; mehrere Male wurde der Redner durch Zwischenrufe unterbrochen; selbst den sonst so ruhigen Vorsitzenden verließ die Gelassenheit und in sichtlich ärgerlichem Tone rügte er den Ausdruck „Ueberrumpelung".

Nunmehr kam wieder Herr Justizrat Meyer zum Worte, um in äußerst heftiger Weise, mit geballter Faust wiederholt auf den Tisch schlagend, gegen Herrn Levin zu polemisieren. Der Vorstand sei stets bestrebt gewesen, den Wünschen der Versammlung entgegenzukommen. — Nie und nimmer werde er aber den Wünschen jener Partei nachgeben, die einstürzen wolle, was seit dreißig Jahren geschaffen, nie und nimmer werde er von seinem Posten weichen, um dasjenige, was mühsam in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut, stürzen zu sehen! — Na, dann nicht! lautete das Motto des verflossenen Ministers von Köller. Wer nicht gehen will, der wird eben gegangen, und es kommt auf die Probe an, wer es länger aushält, die Partei, die das stürzen will, was in ihren Augen nichts anderes ist, als eine dreißig Jahre alte Mißwirtschaft, oder Herr Justizrat Meyer, der sich anscheinend noch immer stark genug fühlt, den Kampf mit der neuen Aera aufzunehmen! Nachdem Herr Meyer so das Seinige gethan, glaubte Herr Isaak, der bisher in den Sitzungen mit großem Geschick die Rolle der stummen Person gespielt hat, seinem Kollegen zu Hilfe kommen zu müssen, und da er keine Gründe hatte, so griff er zur Grobheit, nannte das Vorgehen des Herrn Levin ungehörig, meinte, Herr Justizrat Meyer wäre noch zu milde gewesen. Leider hatte die Versammlung und auch ihr Vorsitzender kein Verständnis für solche Offenherzigkeiten und der laut gewordene Unwille verschlang die weiteren Ausführungen des Herrn Isaak, sodaß er vorzeitig seine Rede abbrach und sich wieder der ihm so vorzüglich anstehenden Tugend der Schweigsamkeit widmete.

Die Diskussion währte nun noch geraume Zeit; Herr Herrmann verlas schließlich die Agende für den Morgengottesdienst des Versöhnungstages und brachte dadurch einen Umschwung hervor in der Stimmung verschiedener Herren. Sämtliche Anträge auf Vertagung und Rückverweisung an den Ausschuß wurden abgelehnt, der Antrag der Kommission dagegen angenommen. Somit ist die Ueberrumpelung richtig gelungen, das Laientum hat wieder einmal obgesiegt über das Judentum und die Herren vom Zentralverein werden vielleicht Gelegenheit nehmen können, die Männer ihrer Wahl wenigstens nachträglich sich einmal anzusehen und für die Zukunft die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Die Versammlung erklärt sich alsdann einverstanden mit der vorläufig diätarischen Anstellung von zwei Beamten bei der Gemeinde-Hauptkasse, genehmigte die Rechnungsabschlüsse verschiedener Spezialverwaltungen und dann kam zum Schluß der Sitzung noch ein großer Krach. Die Versammlung hatte in der vorigen Sitzung bekannt-

lich beschlossen, statt 50 Mark, wie es der Vorstand beantragt hatte, dem Krankenhause für russisch-jüdische Auswanderer in Memel 100 Mark zu überweisen. Der Vorstand ist diesem Beschlusse nicht beigetreten — „es sind ja nur Russen, keine Deutschen", sagte Herr Justizrat Meyer in seiner berühmten Menschenfreundlichkeit damals. Die Kommission besitzt solchem bureaukratischen Eigensinn gegenüber eine eigentlich mehr als menschliche Geduld, daß sie beantragt, die Angelegenheit nochmals dem Vorstande zur Erwägung anheimzustellen. Herr Justizrat Tiktin war jedoch des trockenen Tones endlich einmal satt geworden und rückte dem Vorstand gehörig zu Leibe und ebenso die Herren Leonhard Sachs, Fränkel und Oppenheim. Er beantragte kurzweg bei dem Beschlusse der vorigen Sitzung zu beharren und das weitere abzuwarten. Herr Justizrat Meyer faßte das als Drohung mit der Streitkommission auf, die Versammlung aber ließ sich diesmal nicht breitschlagen, sondern hielt ihren Beschluß von damals aufrecht. Wenn, wie Herr Justizrat Meyer kategorisch erklärte, auch der Vorstand bei seinem Entschlusse beharren wird, dann ist der Konflikt fertig. Daß es aber dahin kommen konnte, daß um lumpiger 50 Mark für Wohlthätigkeitszwecke willen, der Vorstand ein so unerbauliches Schauspiel der Oeffentlichkeit bieten konnte, das ist tief zu beklagen. Und kommt es wirklich deshalb zum Bruch, so ist es klar, auf wessen Seite das gute Recht, die Humanität und die Menschenliebe zu finden ist.

Gotteslästerung.

Dank der Thätigkeit des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, dessen Vorstand es sich lange Zeit hindurch zur Aufgabe gemacht hat, durch sonst nutzlose Prozesse so manchem antisemitischen Wortführer den Schein einer gewissen Bedeutung künstlich zu verleihen, auch hier und da einem Gerichtshof die Möglichkeit zu einem mindestens unerfreulichen Erkenntnis zu schaffen, ist Herr Karl Sedlatzek, Herausgeber eines antisemitischen Organs, über den engsten Kreis seiner Parteifreunde hinaus bekannt geworden, haben seine das Judentum beschimpfenden Artikel größere Verbreitung und schließlich die Ehre erlangt, von der 8. Strafkammer des Landgerichts I. Berlin als nicht straffällig bezeichnet zu werden.

Als am 17. Februar d. J. das merkwürdige Urteil gesprochen war, das in der Nachrede, dem Judengott sei der religiöse Kannibalismus, die Ermordung christlicher Kinder zu gottesdienstlichen Zwecken wohlgefällig, keine Lästerung des Judengottes, das ist Gottes, erblickte, weil dieses Delikt erst durch den Gebrauch beschimpfender Aeußerungen und durch die Roheit des Ausdrucks begangen werde, erhob sich in dem genannten Verein ein Wehklagen, daß man hätte glauben mögen, die Mauern Zions seien noch ein andres Mal gefallen.

Wir haben diese Auffassung nicht geteilt und nicht einmal sehr verständig gefunden. Jeder Richter soll unparteiisch sein, und wir werden uns hüten, an der Unparteilichkeit selbst des Richters zu zweifeln, der ein objektiv ungerechtes Urteil fällt. Aber an die Unfehlbarkeit des Richters würden wir auch dann nicht glauben, wenn das Vorhandensein eines gesetzlich geordneten Instanzenzuges das Recht des Richters auf Irrtum nicht ausdrücklich und unumwunden zur Anerkennung brächte. Es wäre inderthat ein seltsames Ansinnen, daß wir die Ablegung einer zweifachen juristischen Prüfung als Beweis für erlangte potentielle Untrüglichkeit betrachten sollten. Solchen Aberglauben hegen wir nicht und werden ihn nicht hegen, so sehr manche unter den gleichermaßen vorgebildeten Herren vom Barreau ihn lieben und verbreitet sehen möchten. Nicht einmal die gewohnheitsmäßige oder intermittierende Beschäftigung mit Bagatellprozessen feit in unsern Augen gegen Irrtum. Haben wir doch sogar hochstehende richterliche Personen — allerdings außeramtlich — Sprüche der Weisheit debitieren hören, deren anspruchslosen Trivialität man die stolze Stellung ihrer Urheber durchaus nicht anmerken konnte. Und nicht einmal dann werden wir von unserm Skeptizismus gegenüber der spirituellen Weihe der zweiten juristischen Staatsprüfung ablassen, wenn unter den vielen Berufenen nur die Sprossen „bester Familien" als Priester der Themis Zutritt zum Allerheiligsten der Justiz, dem richterlichen Beratungszimmer, erlangen. Noch dann werden wir der Meinung sein, daß Irrtümer auch in den „besten Familien" vorkommen. Und wenn dort nichts Schlimmeres vorkommt, so wollen wir uns freuen und Herrn Drenkmann loben.

Allerdings haben auch wir das Urteil der 8. Strafkammer des Landgerichts I. beklagt; doch thaten wir es nicht um unseretwillen, sondern im Interesse des Richters, der in seinem Urteil so weit fehlgegangen war. Daß eine Korrektur folgen würde, bezweifelten wir keinen Augenblick. Das Reichsgericht hat diese Korrektur gebracht, indem es das erwähnte Strafkammerurteil aufhob und die Angelegenheit zur erneuten Verhandlung an das Landgericht II. verwies. Ein solcher Wechsel der Vorinstanz wird unseres Wissens von dem Reichsgericht in der Regel nur dann verfügt, wenn erkennbar gemacht werden soll, daß das erste Urteil nicht blos aus formalen Gründen reprobiert worden ist. In Uebereinstimmung mit dem Reichsanwalt belehrte das Reichsgericht die 8. Strafkammer des Landgerichts I. Berlin, daß die Beschimpfung im Sinne des von der Gotteslästerung handelnden § 166 des Strafgesetzbuchs ebenso im Inhalt wie in der äußeren Form liegen könne. Von weniger grundsätzlicher Bedeutung ist die zweite Belehrung, daß die 8. Strafkammer des Landgerichts I. Berlin irrtümlich aus der von ihr Herrn Sedlatzek zugesprochenen bona fides auf Straflosigkeit seiner Beleidigungen geschlossen habe, daß das Gesetz den Beleidigten auch gegen einen überzeugten Beleidiger schützen wolle.

Wir freuen uns des reichsgerichtlichen Urteils, das übrigens in seinem wesentlichen Teile den Ausführungen entspricht, die der Unterzeichnete in einer Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens vom 3. Dezember v. J. gemacht hat. Der Umstand, daß die Ausführungen in der Zeitschrift des genannten Vereins bis zur völligen Unsinnigkeit entstellt wiedergegeben worden sind, mag ihre Wiederholung an dieser Stelle rechtfertigen.

Für die Strafbarkeit und die Verfolgung der Gotteslästerung ist die altjüdische Vorschrift durch lange Jahrhunderte mustergiltig geblieben. Eiferer für Gottes Ehre haben die Schärfe des Schwertes gegen die Lästerer gewendet, mit

Galgen und Rad, mit Pfahl und Scheiterhaufen Gott gegen seine Geschöpfe verteidigt. Als man in einer späteren Zeit an dem Rechte der Menschen zu zweifeln begann, Gott vorzugreifen, der Beleidigungen seiner Majestät selbst zu strafen Macht besitze, fand man, die Strafverfolgung der Gotteslästerung beizubehalten, den Grund, daß man nicht sowohl die Beleidigung Gottes als die Verletzung der Gefühle der Gottgläubigen bestrafe. Eine weitere Entwickelung zur Milde war es, daß man verlangte, diese Gefühlsverletzung müsse eine rohe sein. Das war notwendig, um Kritik und Forschung nicht über Gebühr einzuengen, um das Bekenntnis zur Gottesleugnung — die für sich schon in Manches Augen eine Gotteslästerung ist — zu ermöglichen. Der Atheismus gewann damit die Anerkennung der Existenzberechtigung.

Das ist der Standpunkt unseres geltenden Rechts, demzufolge nicht jede Gotteslästerung, sondern nur die beschimpfende strafbar ist. Ohne solche Einschränkung würde jede Aeußerung strafbar gotteslästerlich sein, die nicht von den Anschauungen der Gottgläubigkeit aus zu rechtfertigen wäre, und zwar nicht blos der allgemeinen, sondern ebenso der mehrgestaltigen konfessionellen Gottgläubigkeit.

So sehr aber die Freiheit der Kritik und Forschung mit dieser unterscheidenden Einschränkung gewahrt sein sollte, so beweist doch die Beibehaltung der Bezeichnung Gotteslästerung, daß nicht die Absicht vorlag, der legitimen Empfindlichkeit der Gottesbekenner zu nahe zu treten.

Gerade die Wahl des Wortes „Lästerung“ statt des sonst üblichen Wortes „Beleidigung“ und die Aufnahme dieses Wortes in die Sprache des Gesetzes legt Zeugnis dafür ab, daß auch im Sinne des Gesetzes schon jede leiseste Verletzung der Ehrfurcht vor der Majestät Gottes nicht als eine Beleidigung, sondern als eine Lästerung erscheint, und daß jede solche Lästerung strafbar sein soll, sobald sie „in beschimpfenden Aeußerungen“, d. i. nicht zur Erhärtung einer wissenschaftlichen Anschauung begangen wird. Wenn der Christ die Dreieinigkeit Gottes leugnet, so ist das im Auge des gläubigen Christen, wenn der Jude den einzigen Gott leugnet, so ist das im Auge des gläubigen Juden unter allen Umständen lästerlich; doch strafbar wird die Gotteslästerung erst durch die Wahl des beschimpfenden Ausdrucks, der das feine Gefühl verletzt.

Daß ein Ausdruck, um beschimpfend zu sein, nicht direkt knotig zu sein braucht, daß man auch in salonfähigen Worten beschimpfen kann, das haben wir vor dem 17. Februar d. J. für selbstverständlich gehalten. Das war unser Irrtum, den die 8. Strafkammer des Landgerichts I. Berlin durch Urteil von jenem Tage uns nachgewiesen hat. Daß die genannte Strafkammer mit ihren Ausführungen im Irrtum gewesen, hat jetzt das Reichsgericht festgestellt. Diese Feststellung war durch das voraufgegangene Urteil nötig geworden, und deshalb freuen wir uns, daß das Notwendige geschehen. Das voraufgegangene Strafkammerurteil zu provozieren, war nicht nötig gewesen. Wir können es aushalten, wenn die Sedlatzek und Genossen unsern Gott lästern, und unser Gott kann es auch. Er wird den Lästerer zu treffen wissen, wann es ihm gefällt.

M. A. Klausner.

Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus in Wien.

E. B. Wien, 3. Juni.

Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hielt Sonnabend Abend in dem Festsaale des Kaufmännischen Vereins seine sechste ordentliche General-Versammlung ab, welcher auch die Ehrenpräsidenten des Vereins, Herrenhausmitglied Friedrich Freiherr v. Leitenberger und Hofrat Professor Dr. Nothnagel, beiwohnten. Der Präsident A. G. Freiherr v. Suttner wies in seinem Berichte darauf hin, daß der Verein nur auf seine eigene Kraft angewiesen sei, da er bisher von den maßgebenden Faktoren nicht die geringste Unterstützung, ja nicht einmal ein Wort der Aufmunterung gefunden habe. Als Graf Badeni ans Ruder kam, da hoffte man, daß endlich ein entschiedener Zug in die Politik Oesterreichs kommen und ein kräftiges Auftreten gegen die antisemitische Hetze erfolgen werde. Redner besprach sodann die Audienz des Dr. Lueger und meinte, das bekannte „dermalen“ bedeute wohl so viel als „heute nicht, aber morgen!“ Nachdem nun Dr. Lueger und seine Gesellschaft das städtische Regime an sich gebracht, habe der Verein die wichtige Aufgabe, ein wachsames Auge zu behalten, um jeder Verletzung der Staatsgrundgesetze durch die antisemitische Gemeinde-Majorität sofort zu begegnen. Wenn auch der Verein nur auf sich selbst vertrauen müsse, so sei ja doch die Hoffnung berechtigt, daß endlich einmal die Pest des Antisemitismus aufhören und Friede und Ruhe wieder einkehren werden in unser Reich und unsere Stadt. (Beifall.) Der Präsident schilderte hierauf die Thätigkeit des Vereins, die größtenteils in der Publikation aufklärender Schriften bestand. Während des abgelaufenen Jahres, führte er aus, sind 38,280 Schriftstücke durch das Bureau expediert worden. Namentlich der vom Vereine herausgegebene Kalender hat sich rasch beim Publikum eingeführt, und die ganze Auflage ist vergriffen. Propaganda der That konnte der Verein nicht betreiben, da er bei seinem diesbezüglichen Versuche nicht die erforderliche Unterstützung bei den competenten Faktoren fand und ihm auch nicht die Mittel der Gegner zu Gebote stehen, die über riesige Kapitalien verfügen, aus denen die Reisen der Emissäre des Antisemitismus bestritten werden. (Beifall.) Es wäre für diese Herren fast einträglicher, ihren bürgerlichen Beruf aufzugeben, da sie ja ganz gut vom Geschäfte des Antisemitismus leben können. (Heiterkeit.)

Der Verein hat, wie der Präsident ferner mitteilte, im verflossenen Jahre 200 Mitglieder, die für den Verein von unwesentlicher Bedeutung waren, verloren, dafür aber 250 tüchtige Mitglieder gewonnen, wobei sich der Sekretär des Vereines, Herr Amster, sowie die Herren Doktoren Hammerschlag, Eichhorn und Fleischner besonders verdient gemacht haben. (Beifall.) Der Präsident brachte sodann der Versammlung zur Kenntnis, daß das um den Verein hochverdiente Vorstandsmitglied, der frühere Vize-Präsident General Mingazzi de Modigliano, sich genötigt sah, seine Stelle niederzulegen und aus dem Vereine auszutreten, weil er als Präsident des Veteranen-Reichsbundes nach den Statuten desselben keinem nichtmilitärischen Vereine angehören dürfe. Der Austritt des

allverehrten und für den Verein rastlos thätig gewesenen Vize-Präsidenten Generals Mingazzi müsse mit lebhaftestem Bedauern aufgenommen werden. (Allgemeiner Beifall.)

Schließlich erinnerte der Präsident noch an die ins Leben gerufene Rechtsschutz-Abteilung, welcher die Advokaten Dr. Alfred Schmidt und Dr. Benedict mit besonderer Thatkraft sich widmen, und forderte die Mitglieder des Vereines, aber auch außerhalb desselben stehende Personen auf, antisemitische Insulten nicht stillschweigend über sich ergehen zu lassen, sondern die Rechtshilfe dieser Institution in Anspruch zu nehmen. (Lebhafter, allgemeiner Beifall.) Sodann erstattete der Vereinskassierer Herr Beiling den Kassenbericht. Derselbe wurde einhellig genehmigt. Es folgte die Neuwahl des Vorstandes. Auf Vorschlag des Vereinsmitgliedes Störk wurden gewählt: zum Präsidenten A. G. Frh. v. Suttner, zu Vize-Präsidenten Reichsrats-Abgeordneter Professor Dr. Eduard Sueß und Dr. Karl Reichsritter von Kißling, zum Kassierer Herr August Beiling, zu Schriftführern die Schriftsteller Ernst Viktor Zenker und Balduin Groller; weiter zu Vorstandsmitgliedern die Herrn Ludwig Hetsey, Reichsrats-Abgeordneter Dr. Ferdinand Kronawetter, Schriftsteller Vinzenz Chiavacci, Reichsrats-Abgeordneter Wrabetz und Dr. Karl Zimmermann. In das Schiedsgericht wurden berufen: Reichsrats-Abgeordneter Hofrat Professor Dr. Exner, Frauenberger und Gemeinderat Leopold Seiler. Universitäts-Dozent Dr. Feilbogen hielt hierauf einen interessanten Vortrag, in welchem er den Nachweis führte, daß die Bekämpfung des Antisemitismus im eigensten Interesse des österreichischen Staates gelegen sei. Dr. Feilbogen beantragte am Schlusse seines Vortrages nachstehende Resolution:

Die General-Versammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus ermächtigt das Präsidium, bei passender Gelegenheit an die gesetzgebenden Körperschaften und an die Regierung mit dem Ansuchen heranzutreten, es habe in den von den öffentlichen Behörden ausgestellten Dokumenten oder für öffentliche Behörden bestimmten Anmeldungen die Angabe der Konfession zu entfallen, da es nach den Staatsgrundgesetzen den Behörden nicht erlaubt ist, die Angabe der Zugehörigkeit zu einer Konfession zu fordern.

Nachdem diese Resolution einstimmig angenommen worden war, entspann sich noch eine lebhafte Debatte. Herr Frankl protestierte gegen die Verleumdungen und Beschimpfungen Ungarns durch die Antisemiten, welche nur das freundschaftliche Verhältnis beider Reichshälften stören können. Herr Mißlap stattete dem Vorstande für seine unermüdliche Thätigkeit im Interesse des Vereins den herzlichsten Dank ab. Herr Störk bedauerte es, daß jüdische Chefs Leute in ihren Diensten behalten, welche offene und entschiedene Antisemiten sind. Herr Rothziegel wünschte den Anschluß des Vereins an die Sozialdemokratie, wogegen aber Bezirksausschuß Waldstein energische Einsprache erhob. An die Versammlung reihte sich ein geselliger Abend, der einen animierten Verlauf nahm. Unter den Zuschriften, die anläßlich der Generalversammlung an den Verein gelangten, befand sich auch der bereits mitgeteilte Brief Carneris, ferner ein sympathisches Schreiben des Konsistorialrates Dr. Schöpf aus Guggenthal bei Salzburg, in welchem er dem Wunsche Ausdruck giebt, die Geistlichkeit möge sich auf die Seite der Freiheit stellen und die Regierung den obersten Grundsatz der Verfassung, die Gleichberechtigung, energisch durchführen.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 11. Juni.

— **Auch Einer!** Unter dieser Ueberschrift erhalten wir folgende Zuschrift, die wir hiermit zum Abdruck bringen: „Geehrter Herr Redakteur! Sie werden mir nicht zumuten, daß ich mich mit jedem Zukunfts-Rabbinerlein in eine Polemik einlasse; auch weiß ich es sonst zu würdigen, in welcher Position sich Dr. Bäck befunden, als er sich anschicken mußte, seinem Lehrer Dr. Maybaum eine günstige Zensur über wissentschaftliche Leistungen auszustellen. Nur Eins muß ich bei diesem hoffnungsvollen jungen Mann rügen: Er zitiert falsch! Ich sprach von der jüdischen Wissenschaft, die gepflegt werden soll, während er mir das Wort „rabbinisch" unterstellt, um dadurch eine Lächerlichkeit in meinen Ausführungen zu entdecken. Ich weiß, es war weiter nichts beabsichtigt, als einen „Witz" zum besten zu geben, da er als Rabbinerlein der neuesten Sorte vor allem ein Spaßmacher sein muß. Aber er soll sich jedesmal das Publikum zuerst ansehen. Für solche „Witze" findet er gewiß unter den Lesern dieses Blattes keine Lacher. Herr Bäck fragt, was sollen denn derartige Anstalten anstreben, wenn nicht die Ausbildung von Rabbinern? Nun ja, als junger Mensch braucht er es nicht zu wissen, daß es in der guten alten Zeit Stätten für das Thorastudium gegeben, die keineswegs bestimmt waren, Dompfaffen abzurichten. — Was das Zitat aus Turgenjew betrifft, so hat mir dasselbe aufrichtige Freude gemacht. Ich wußte stets, daß die jungen Leute während der Vorlesungen Romane lesen; daß sie aber so viel Geschmack besitzen, um Turgenjew zu lesen — das wußte ich nicht. Da sieht der Anonymus, der mir diesen Schlemihl auf den Hals gehetzt, daß er den Talmudjüngern fin de siècle Unrecht gethan. Dr. S. Bernfeld."

— **Der Religionsbeschimpfungsparagraph vor dem Reichsgericht.** Gegen das bekannte freisprechende Urteil in Sachen Sedlatzek hatte der Staatsanwalt Revision eingelegt. Vor dem Reichsgericht hat daraufhin am 2. Juni der Reichsanwalt ausgeführt: Das Urteil des Landgerichts I. Berlin beruhe auf einem zweifachen Rechtsirrtum. Der erste liege darin, daß die Beschimpfung im Sinne des § 166 des Strafgesetzbuches nur in der äußeren Form gesucht werde, als ob sie nicht auch aus dem Inhalt entnommen werden könnte. — Der zweite Rechtsirrtum liege in der Auffassung des Gerichts, der subjektive Standpunkt des Beschimpfenden sei maßgebend, sofern derselbe bona fide handelt; das Gesetz wolle vielmehr den Beleidigten schützen, dem es gleichgiltig sei, ob der Beleidiger dabei bona fide oder mala fide handelt. Eine Roheit könne ebenso gut im Inhalte wie im Ausdrucke liegen. — Das Reichsgericht hob das Urteil auf und verwies die Sache an das Landgericht II. Berlin. „Der gute Glaube schließt die Strafbarkeit im Allgemeinen nicht aus. Auch die Aufstellung thatsächlicher Behauptungen kann eine Beschimpfung sein, sofern dadurch Gegenstände der Heilighaltung verächtlich be-

handelt werden" (cfr. § 189 St. G. B., Beschimpfung Verstorbener), so wurde dies Erkenntnis nach der „Post" motiviert.

— **Nochmals die „deutsche" Talmud-Uebersetzung** des Herrn Goldschmid. — Herr Prof. Dr. A. Sulzbach leuchtet wiederum dem talmudübersetzenden Jüngling, der aus Rußland nach Berlin zu Fuß gekommen, in folgenden Sätzen heim: „Ich bemerkte, daß die Uebersetzung von sachlichen Fehlern nicht frei, daß sie an vielen Stellen unverständlich und schlechtes Deutsch sei. Hierzu nur einige wenige Beispiele aus der großen Menge, die ich, obwohl ich von dem 80 Seiten starken Hefte nur ca. 30 Seiten stichprobenweise durchgelesen, gesammelt habe, wobei ich die Stellen übergehen will, die der Uebersetzer in den Fußnoten zu erklären versucht. „Reiche mir deine Hand. Er reichte sie ihm, und jener richtete ihn auf. Wozu dies? sollte sich R. Jochanan selbst aufrichten. — Sie erwiderten u. s. w. (S. 13.) Wer versteht dieses? Hätte der Uebersetzer geschrieben: „R. J. hätte sich selbst aufrichten sollen", so wäre dies deutsch und verständlich. — „Bei Zehnen kommt die göttliche Niederlassung zuerst, bei Dreien als sie schon sitzen." (S. 16.) Ist dies deutsch? — „Und woher uns dies?" (S. 17.) statt: Woher wissen wir dies? — Zwischen zwei, scheinbar zusammenhanglos neben einanderstehenden Versen der Schrift Beziehungen zu finden, gehört zu der Interpretierungsart mancher Gelehrten, dies nennt der Uebersetzer beharrlich das „Aneinanderstehen" der Schriftstellen und kommt nun zu dem sehr sinnreichen Satze: „Woher wissen wir das „„Aneinanderstehen"" aus der Gesetzeslehre zu entnehmen?" (S. 33.) Wer nicht schon vorher weiß, was hier gesagt werden soll, — diese Stilblüte wird wohl niemand verstehen. Soll heißen: Woher wissen wir aus der Schrift, daß Beziehungen zwischen nebeneinanderstehenden Schriftstellen zu suchen seien? — S. 73 befindet sich eine ganze Reihe von Sätzen, die man als Preisaufgaben zu lösen stellen könnte; wer nicht schon Talmudkenner ist, wird sie nicht lösen; z. B. „Zur Mezzuze (sc. sind sie verpflichtet). Selbstverständlich! — Du könntest sagen, da sie doch mit dem Studium der Gesetzlehre verglichen wird — daher läßt er uns hören." Abgesehen davon, daß es statt „daher" „darum" heißen müßte, bleibt dieser abgebrochene Satz wie die ähnlichen ihm vorangehenden dem Nichtkenner unverständlich. Dies genüge; sachlich Falsches will ich hier beiseite lassen. Aber, wenn es dem Herrn Uebersetzer noch nach mehr gelüstet, ich kann ihm aufwarten, wenn er zu meiner tiefen Beschämung mich den „wirklichen" Fachkennern gegenüber, wie Prof. Siegfried, der sich über seine Uebersetzung günstig ausgesprochen haben soll, zu den „unwirklichen" zählt." Prof. Dr. A. Sulzbach.

Ueber die günstige Rezension des „wirklichen" Fachkenners Prof. Siegfried in Jena werden auch wir demnächst einiges schreiben.

Red.

— **Zur Nachachtung.** In einer antisemitischen Broschüre finden wir folgende liebliche Sätze: „Ebenso irreführend als verächtlich ist, daß Teile der guten, sogenannten „vornehmen" Gesellschaft zu diesen Leuten (d. h. zu den reichen Juden) gehen, sie wenigstens scheinbar als standesgemäß betrachten, sich von ihnen einladen lassen und sie natürlich dann auch selbst einladen. Und da beschwert man sich noch, daß die Sozialdemokraten alles in einen Topf werfen und keine Unterschiede bei ihren Verurteilungen machen. Wenn man sich in Berlin und Wien umsieht, und sehen muß, welches Verhältnis zwischen der beziehungsweise vornehmen Gesellschaft und den reichen Bourgeois besteht, wie man diese Leute toleriert und sich selbst oft die größte Mühe giebt, „das Blut mit ihnen zu mischen", so kann man bei dieser speziellen Frage nur den Sozialdemokraten Recht geben, denn, wenn es thatsächlich „so weit gekommen ist", dann sind die Verhältnisse faul, das Ehr- und Rechtsgefühl ist in der bedenklichsten Weise in der Abnahme begriffen, und was der „alte Amschel Rothschild" von sich sagte: „das Geld ist meine Ehre", das können heutzutage eine Menge Leute aus der sogenannten „vornehmen" Gesellschaft ihm nachsagen. Pfui Teufel! über eine solche „Noblesse" und über die Wappenschilder, die mit einem solchen Gelde neu vergoldet wurden. Wo bleibt da der alte Wahrspruch: noblesse oblige? Lieber einfach und bescheiden gelebt, als „vornehm" in einer solchen Gesellschaft. Wir können dieses widerliche Thema aber nicht berühren, ohne leider auch manchem Fürsten schwere Vorwürfe zu machen. Wie rasch sind einige von ihnen oft bei der Hand, die Champions der Börse und des Manchestertums, die faktisch nichts als ihr Geld haben, in den Adelsstand zu erheben, mit hohen und höchsten Orden auszuzeichnen, sie einzuladen und selbst zu besuchen? Wer den Fürsten solche Ratschläge erteilt, der meint es nicht gut mit ihnen. Wenn Geld alles ersetzen soll, so ist für gewisse Leute nichts natürlicher, als es um jeden Preis zu erwerben; es zu haben, ist allein maßgebend, nicht, wie es erworben wird. Dieser Anschauung müßte gerade von den Fürsten auf das entschiedenste entgegengetreten werden." Unsern reichen Glaubensgenossen überall empfehlen wir diese antisemitischen Herzensergüsse zur Beherzigung. Und kommt zu ihnen demnächst ein adliger Schmarotzer, der ihnen das Geld ablockt, um sie dann zu verspotten, so thun sie gut daran, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Unsere Altvordern haben ihren Ehrgeiz durch Wohlthun und andere Tugenden befriedigt und setzten keinen Stolz darein, mit adeligen Taugenichtsen zu verkehren.

— **Ueberflüssige Bemerkungen.** In einem Leitartikel unseres Blattes schrieb Herr Dr. Bernfeld: „Unser Judentum ist selbst dort, wo es nicht völlig verleugnet wird, eine inhaltlose Phrase, eine Pose, eine „Anekdote von gestern und vorgestern" wie Nietzsche sagt. Das religiöse Leben entbehrt jeder Innerlichkeit nnd hat sich in ein Gemengsel von schalem Formalismus, von Paradejudentum, von seichten Predigten, schlechter Liturgie, von Chor und Orgel aufgelöst. Und wenn wir nach Hause kommen, sind die Orgeltöne verhallt, der gemischte Chor hat in uns keine religiöse Weihe hervorgerufen; die Liturgie ist eine schlecht gestimmte Leier und die Predigten haben wir vergessen, noch ehe wir das Gotteshaus verlassen. Keine aufrüttelnde Stimme, kein Herausreißen aus dem Alltagsleben, kein Sichemporschwingen in die Region religiöser Ideen. So wächst unsere Jugend heran, blasiert und geistig verkümmert. So gestaltet sich denn unser Gemeindeleben: „Parnassim," Steuer erheben und ausgeben, büreaukratische Regelung der Gemeindeverwaltung — aber kein geistiges Leben, kein Judentum!" — An diesen Sätzen wäre vielleicht nur das eine auszusetzen, daß sie leider wahr sind. Unsere Kollegin in Amerika, die liebe „Deborah", ärgert sich jedoch über die

„reaktionäre" Allg. Israel. Wochenschrift und den „schwarzseherischen" Dr. Bernfeld. Letzter Ausdruck verstärkt in uns den schon lange gehegten Verdacht, die „Deborah" werde von einem unserer in Amerika eingewanderten östlichen Stammesgenossen redigiert. Kann aber die „Deborah" von diesem nicht mehr jüdisches lernen, als sein Deutsch? Jedenfalls sind die Bemerkungen dieses Blattes nicht nur überseeisch, sondern auch recht überflüssig.

— **Die rumänische Königin und der kleine jüdische Geiger.** Man meldet aus Bukarest: Bronislav Hubermann, der kleine jüdische Geiger, begeistert mit seinem Meisterspiele seit zwei Monaten ganz Rumänien. In Bukarest selbst gab er sechs ausverkaufte Konzerte, was bisher noch keinem Künstler gelang. Besonders die kunstsinnige Königin zeichnete ihn wiederholt durch verschiedene kostbare Geschenke aus und am 22. Mai, am Tage des Krönungsjubiläums, wurde Hubermann vom König zum Kammervirtuosen ernannt. Interessant ist ferner, daß die Königin zum Andenken für sich ein Porträt Hubermanns malte, welches ihn mit Flügeln darstellt. Auf seine Frage, was diese zu bedeuten hätten, antwortete die Herrscherin: „Wer so Bach spielt, wie Du, der ist ein Engel." In das Album Hubermanns schrieb sie:

Die Seele ist kein Kind, die schreitet groß
Von Anbeginn dahin durch Erdenkleinheit
Und kommt ein Sonnenstrahl aus Gottes Schoß
Von Menschen unberührt in Himmelsreinheit.
Darum hat über Alle sie Gewalt,
Weil kindlich rein sie doch Aeonen alt.

— **Die Bibelgesellschaft.** Gegenüber dem Pavillon für Bergwerks- und Hüttenwesen auf der Millenium-Ausstellung in Budapest, unmittelbar neben dem Justiz-Pavillon, befindet sich der kleine Pavillon der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, welche in demselben ein Bild ihrer, die ganze Welt umfassenden Thätigkeit gibt. Wir finden da Bibeln nicht nur in allen europäischen Sprachen, sondern auch japanische, chinesische und hindostanische Bibelausgaben. Ein kleines, im Pavillon erhältliches Heft gibt die Uebersetzung eines einzigen Bibelspruches in 320 Sprachen wieder, und das sind noch lange nicht alle Sprachen, in denen von der genannten Gesellschaft die Uebersetzung der heiligen Schriften veranstaltet worden ist. Zwei Tafeln geben statistische Ausweise über die Thätigkeit der Gesellschaft in den Ländern der ungarischen Krone. Die eine zeigt die Gesamtverbreitung in den letzten zwanzig Jahren. Während im Jahre 1875 nur 26 442 Exemplare abgesetzt worden sind, ist im Jahre 1895 des Absatz auf 74 171 Exemplare gestiegen. Auf der anderen Tafel ist die Verbreitung in den letzten Jahren nach Sprachen geordnet; es wurden unter anderem in deutscher Sprache 11 071, in rumänischer 8721, in slowakischer 6190, in serbischer 4220, in ungarischer Sprache jedoch 37 616 Exemplare verbreitet. Gerade zum Millenium ist eine neue Bibelausgabe (gedruckt bei Viktor Hornyánßky in Budapest) fertiggestellt worden. Diese in 4° Format mit schönem, großem Druck, ist in Leder-Einband zum Preise von 2 fl. 50 kr. zu haben. Als Andenken an die Millenium-Ausstellung erhält jeder Besucher des Pavillons einen Teil des Neuen Testaments in einer der Landessprachen gratis. Seit Eröffnung der Ausstellung sind von solchen Theilen schon 12 000 abgegeben worden. Was thun aber unsere Glaubensgenossen zur Verbreitung des Gotteswortes?

Feuilleton.

Palästina auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Von Dr. S. Bernfeld.

Vor Jahren hegte ich den innigsten Wunsch, das heilige Land, diesen klassischen Boden, auf dem die religiöse Weihe entstanden ist, zu besuchen. Ich stand damals dem Orient auch räumlich näher und glaubte die Gelegenheit benutzen zu können, meine Sehnsucht, die Stätte, auf der die gottbegnadeten Propheten geweilt, mit meinen Augen zu schauen, endlich zu befriedigen. Palästina war von jeher das Land meiner Träume; es ist der Erdpunkt, der für die Entwickelung der menschlichen Kultur die höchste Wichtigkeit hat, der Boden, auf dem die göttliche Offenbarung gereift und herrliche Früchte getragen, wo die erhabensten Ideale der Menschheit verkündet worden, wenn sie auch bis heute ihre Verwirklichung nicht gefunden, vielleicht auch niemals finden werden. In Palästina ist der hohe Gedanke von der Einheit des Menschengeschlechts entstanden, ein Gedanke, welcher zuerst in dem klassischen Heidentum einen starken Gegner gefunden und später durch religiöse Gegensätze noch mehr verschärft worden ist. — Indeß habe ich stets Scheu getragen, meinen Wunsch zur Ausführung zu bringen; ich fürchtete nämlich, durch die Wirklichkeit enttäuscht zu werden und eine Illusion zu verlieren, welche mir durch viele Jahre wie ein glänzender Stern am Firmament erschien. Wer im Leben all' seine Ideale nach und nach durch die rauhe Wirklichkeit der Thatsachen entweiht sieht, der wird Bedenken tragen, die letzte Summe aus der Sparbüchse seines Glaubens an eine höhere Weltordnung zu opfern. Wenigstens sollte mir der Glaube an eine bessere und schönere Vergangenheit ungeschmälert bleiben, und die Erscheinungen der Gegenwart sollen nicht den Eindruck verwischen, den auf mich die Schilderung einer früheren glorreichen Zeit gemacht. Mit einem Worte: ich wollte mich in das biblische Zeitalter des jüdischen Stammes versenken und in diesen Träumen durch keine trübe Erscheinung der Gegenwart gestört werden.

Vor einiger Zeit las ich in den Zeitungen, daß auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung auch eine separate Ausstellung landwirtschaftlicher und gewerblicher Produkte aus den jüdischen Ackerbaukolonien in Palästina veranstaltet wird. Ich war fest entschlossen, diese separate Ausstellung niemals zu sehen, denn ich dachte mir, es würde sich wiederum um eine der vielen Schaustellungen handeln, die auf jeden ernsten Menschen einen kläglichen Eindruck machen. Man kann sich ja, wenn man durch die Straßen Berlins wandelt, kaum vor den vielen Tingel-Tangels retten, die uns auf Schritt und Tritt daran erinnern, wie bestialisch schmutzig der Mensch sein kann; und als ich hörte, daß die Palästina-Ausstellung in der Nähe jenes Raumes sich befinde, in dem der Ekel erregende Bauchtanz

veranstaltet wird, hielt ich es für geboten, mich von dem Bannkreise jener Schaustellung der Lüsternheit fern zu halten, um meine alte Sehnsucht nach Zion vor Besudelung zu bewahren.

Aber seit Jahren beschäftigte mich das Interesse für die jüdischen Kolonien, welche in den letzten fünfzehn Jahren auf palästinensischem Boden entstanden sind. Es war dies zur Zeit der blutigen Verfolgungen, welche die Juden während des Ignatiewschen Regimes in Rußland zu erleiden hatten. Viele hunderttausende von russischen Juden verließen damals ihr Vaterland, wo sie nicht einmal des nackten Lebens sicher waren. Eine Anzahl dieser Flüchtlinge, zu denen sich noch auch solche aus Rumänien gesellten, siedelten sich in Palästina an, mit dem Vorsatz, in diesem Lande Ackerbau zu treiben. Die ersten Kolonisten hatten mit unsäglichen Schwierigkeiten, mit Not und Mangel zu kämpfen, bis ihnen in der Person des hochherzigen Barons Edmund Rothschild in Paris ein Retter in der bittersten Not erschien. Seitdem blühen und gedeihen die jüdischen Kolonien, auf denen sich fleißige Arbeit mit vieler Intelligenz vereinigt. In mehreren Kolonien hat sich der Boden als für den Ackerbau ungeeignet erwiesen, weshalb sie in Weinberge umgewandelt sind, wo mit allen Fortschritten der Technik ein Wein hergestellt wird, der es mit den besten französischen Weinen aufnehmen kann! Wenn man die Schilderungen dieser jüdischen Ackerbaukolonien auf geweihtem Boden liest, so fühlt man sich in jene Zeit versetzt, in der das herrliche Hohelied entstanden ist. Man glaubt sich in den rosenbedeckten Gefilden des Saron, mitten unter der üppigen Vegetation, welche in jener Dichtung in so prächtigen und mannigfaltigen Farben geschildert wird, in den blühenden Gärten, deren süßer Duft die Sinne gefangen nimmt; man träumt von den Schafheerden, „welche den Berg Gilead hinunter eilen" und glaubt die Glöckchen tönen zu hören und das Gesumme der in der Ferne spielenden Hirtenknaben. Mit einem Worte: das ganze biblische Panorama, mit all' dem poetischen Zauber, von dem es verklärt wird, ‚wird uns mit einem Male vorgezaubert. Da war die Sehnsucht stärker als alle festen Entschlüsse. Ich habe die palästinensische Ausstellung in „Kairo" doch gesehen.

Gott sei Dank! Ich bin nicht enttäuscht worden! Ich habe da geschaut und mich an dem mir Gebotenen erfreut. Man sollte es kaum für möglich halten, was fleißige Menschenhände in einem so kurzen Zeitraum unter so vielen Schwierigkeiten geschaffen haben. Palästina, namentlich Galiläa und das Jordanland, war stets ein fruchtbarer Boden, wo „Milch und Honig floß", wie der biblische Ausdruck lautet. Aber seit Jahrhunderten lag der Boden verödet und keine Menschenhand rührte sich, um den bösen Zauber, in welchen das Land gebannt zu sein schien, zu verscheuchen. Mit unsäglicher Mühe wurde aus einer Wüste ein herrlicher Erdpunkt mit einer bezaubernden Szenerie geschaffen. Eine prächtige Vegetation schafft wieder all' die schönen Früchte, „die einst dem heiligen Lande zum Lob gereichten", wie sich der Talmud ausdrückt. Dazu kommt die moderne agrarische Technik, die der Natur zur Hilfe kommt und den Ertrag des biblischen Landes noch erhöht.

Und so sah ich all' die schönen Produkte, die das heilige Land durch den Fleiß seiner jüdischen Kolonisten hervorbringt: der schöne, fette, vollkörnige Weizen, die Gerste, den Sesam, Erbsen, Bohnen, Mais und andere Feldfrüchte, oft von einer Qualität, wie man sie in Europa kaum kennt. Alle Südfrüchte, an denen Palästina reich ist, werden in der Palästina-Ausstellung gezeigt. Dann die angenehm und gut schmeckenden unverfälschten Weine, der edle Kognak, die feinen Liköre, Honig von süßduftendem Aroma, Olivenöl von seltener Schönheit und Schmackhaftigkeit und all' die Erzeugnisse des gelobten Landes.

Auch der gewerbliche Fleiß hat ehrende Beweise für den jüdischen Kolonisten aufzuweisen. Schöne, reiche Seidenerzeugnisse werden gezeigt, allerhand Schnitzereien und noch andere Anfänge einer erstehenden Industrie. Alles zeigt von Kunstsinn, Intelligenz und ausdauernden Fleiß.

Mitten unter diesen landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen des heiligen Landes, umrahmt von getreuen Abbildungen des jüdischen Koloniallebens, gewinnt man ein anheimelndes, trautes und sympathisches Bild von Neu-Palästina. Da saß ich viele, viele Stunden; von der Ferne hörte ich schöne orientalische Gesänge; die ganze Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Orients bot sich mir da. Und so hatte ich den Anblick einer Landschaft, die teils altklassisch, teils wiederum so modern erscheint. Es war für mich eine Verbrüderung des Occidents mit dem Orient.

In diesen Gedanken, welche in mir der Besuch der Palästina-Ausstellung hervorgerufen, vertieft, träumte ich von einer Zukunft, in der das teilweise so greisenhafte Europa vielleicht wiederum von Asien aus eine neue Verjüngung sich holen wird. In Asien kennt man nicht die Blasiertheit und die Impotenz unserer Ueberkultur, die hastige Gier nach schnellem Genießen und zugleich das schnelle Aufreiben der Kräfte. Ein Teil der asiatischen, sprichwörtlich gewordenen Ruhe und des Sichfindens in das Schicksal thäte unserm nervösen und überreizten Europa sehr wohl.

Aber das sind wohl Träume, bei denen ich mich ertappte. Soll' ich mich deren schämen? Nun, ich glaube, Illusionen hegen hat in unserer Zeit der öden Alltäglichkeit wenigstens den Reiz der Neuheit für sich. Und ihr sucht doch so heftig nach etwas Neuem, die ihr an allem übersättigt seid.

Es bleibt mir nur übrig, allen, die sich Sinn und Empfänglichkeit für etwas Besseres als widrige Tänze und lärmende Schaustellungen gewahrt, warm den Besuch dieser Palästina-Ausstellung zu empfehlen. Unsern Stammesgenossen aber wird da ein erhebender Anblick geboten, den sie nicht versäumen sollten, ihren Söhnen und Töchtern vorzuführen. Es wird ihnen jedenfalls für spätere Tage zum Segen gereichen, Szenen aus der Bibel vorgeführt gesehen zu haben.

Um nicht als undankbar für das Gebotene zu erscheinen, muß ich den Herren Wohlgemuth, Dr. Hildesheimer und Willy Bambus, die für das Zustandekommen der Ausstellung so viele Opfer an Geld und Zeit gebracht und auch jetzt noch bringen, meinen Dank öffentlich abstatten, ebenso wie ich den Herren Dr. Holzmann und David Schub, Vertreter der Kolonie „Rosch-Pinah", die mich in der liebenswürdigsten Weise in der Ausstellung herumgeführt, warm die Hand drückte.

Klassischer Antisemitismus.

Von Camilla Tauber, Prerau.

(Schluß.)

Aber andererseits lag etwas in dem Charakter und den Institutionen der Juden, was die heidnische Welt ebenso stark abstoßen mußte, als die hehren Prinzipien ihrer Religion ihnen Achtung und Respekt verschafften. Was das Heidentum den Juden zur Last legte, beruhte auf zwei Punkten, welche Reinach als religiöse Exklusivität und soziale Exklusivität bezeichnet. Was den ersteren Punkt betrifft, machte schon die Thatsache, daß die Griechen und Römer selbst gegen fremde Gottheiten so gastfreundlich waren, es ihnen unmöglich, ruhig zu beobachten, wie eine Nation so anmaßend sein konnte zu glauben, daß sie, und nur sie allein, den einzig wahren Gott verehre. Daß ein Volk seinen besonderen National-Gott haben sollte, den es allen anderen vorzog, konnten sie leicht begreifen, da sie selbst derartige Götter hatten. Aber die Existenz anderer Gottheiten absolut zu leugnen, im Tempel des Rimon weder vor der Statue eines olympischen Gottes noch vor der eines vergötterten römischen Kaisers sich beugen zu wollen, die Bilder der Götter des Staates oder einer Stadt zu zerstören, so den Griechen und Römern die Freude an der Verehrung ihrer eigenen Gottheiten nicht lassen zu wollen — daß eine Nation so vorgehen könne, dies konnten die Griechen ebensowenig fassen wie die Römer. Sogar die Philosophen waren über die Annahme empört, ihre ureigensten und höchsten Ideen seien überholt durch eine schon Jahrhunderte früher und ausschließlich nur dem kleinen Stamme in Palästina gegebene Offenbarung. Die verwundete Eitelkeit fügte schließlich beleidigten Patriotismus und verletzte Loyalität hinzu, um über die sich selbst aufopfernden Häupter dieser „gens contumelia numinum insignis" alle Arten von Schmähungen auszugießen, welche die Menschheit für jene kennt, die von den bestehenden Religionen abweichen; und wenn die Juden Atheisten und Verehrer falscher Götter in einem Atem genannt wurden, so zeigt dies nur die blinde Wut, in welche ihre Ankläger geraten waren. Mose ist bald ein egyptischer Priester, bald ein Weib. Der Gott der Juden war der Himmel, die Wolken; bald wieder war es Sabatius oder Bacchus. Die Juden — sagten ihre Verleumder — hatten nie ein in Stein gehauenes Bild; sie sagten auch, ihr Haupt-Idol wäre ein goldener Esel im Allerheiligsten. Die Gebräuche der Religion der Hebräer, unter welchen die Heiden am besten die Beschneidung kannten, die Heiligung des Sabbats und das Verbot des Schweinefleisches, wurden zur Zielscheibe von hunderten von Witzen. Manchmal wurden ihnen ganz willkürliche und imaginäre Riten angedichtet. So zum Beispiel die Eselverehrung. Hier haben sich die Heiden auf einem ziemlich schlüpfrigen Gebiete befunden; denn die Juden konnten ja auf die Eselsopfer für die Winde zu Tarent und auf die der Hyperboräer für Apollo hinweisen; oder, um nicht weit zu gehen, auf die Auferlegung eines derartigen Opfers in mehr als einem Beschlusse der Amphiktyonen zu Delphi. Die schädlichste aller Anklagen war jedoch die der siebenjährlichen Opferung eines eigens zu diesem Zwecke gehaltenen und gemästeten Griechen auf dem Altare des Judengottes.

Was nun die „soziale Exklusivität" betrifft, waren die Griechen, welche jeder nichthellenischen Nation, selbst der zivilisiertesten, den Titel „Barbaren" beilegten, das letzte Volk der Erde, das berechtigt gewesen wäre, dem Kampfe der Juden zur Erhaltung ihrer Individualität entgegenzutreten. Denn, wenn die Hellenen soziale Einheit predigten, verstanden sie darunter nur eine dem hellenischen Muster gleiche. Es waren sehr wenige von ihren Eigenschaften, die sie bereit waren der allgemeinen Harmonie wegen aufzugeben. Die Juden besaßen natürlich dieselbe Ambition, daß nämlich ihre Wege die der ganzen Welt werden sollten; da sie jedoch gegenüber der Propaganda für den Hellenismus in der Minorität waren, waren sie gezwungen, desto mehr unter einander Einigkeit inbetreff ihrer eigenen Institutionen zu bewahren und sich desto fester mit undurchdringlichen Barrieren zu umgeben, wenn sie nicht gänzlich unterdrückt werden wollten und wenn ihre Individualität von der herrschenden Zeitströmung nicht verwischt werden sollte. So sagt ja Haman zu Ahasveros: „Da lebt ein gewisses Volk, ringsherum zerstreut und verbreitet unter Deinem Volke in allen Provinzen Deines Königreiches; und ihre Gesetze sind verschieden von denen aller Völker; noch halten sie des Königs Gesetze; daher ist es nicht des Königs Nutzen, sie zu dulden." „Die Juden," sagt Philostratus, „sondern sich nicht nur von den Römern, sondern von der ganzen Menschheit ab. Ihre Lebensart ist ungesellig; sie wollen weder ihre Mahlzeiten, noch ihre Gebete, Libationen und Opfer mit uns gemein haben. Wahrlich, Susa, Bactria und sogar die Bewohner Indiens stehen uns näher als sie."

Dies war eine Art von Exklusivität, welche das heidnische Altertum vielleicht schwerer verstehen und verzeihen konnte, als die Verschiedenheit der Religion. Das gesellschaftliche Leben der Griechen und Römer — es mag paradox klingen — war fast ausschließlich ein öffentliches Leben und spielte sich unter freiem Himmel ab. Es äußerte sich in Festivitäten, Banketten, Spielen, Theatervorstellungen und Staatsversammlungen jeder Art. Von all dem hielt sich der Jude fern; und was sein Privatleben betrifft, wollte er mit den Heiden nicht essen, noch durften seine Töchter die Führer des gesellschaftlichen Lebens heiraten. Dieses systematische Sich-ausschließen, welches sogar bei einer Nation von Siegern den Alten ein Greuel gewesen wäre, war deshalb desto verhaßter, weil es von einer bloßen Handvoll von Leuten betrieben wurde, welche besiegt aus einer Ecke der Welt gekommen waren. — Aber noch ein anderer Gedanke erbitterte die Herzen der griechischen Bourgeoisie und machte sie die Juden so bitter hassen, daß es noch heute dem judenfeindlichen Kaufmanne genügen würde. Ein Wirkungskreis war im Leben, der die Juden heraustreten und sich unter die anderen Menschen mischen ließ. Das war der Handel, und hierin waren sie die Konkurrenten der Griechen selbst! Kommerzielle Privilegien wurden ihnen überall gewährt, von den macedonischen Königen und römischen Imperatoren; sie erlangten das römische Bürgerrecht in Rom und wurden griechische Bürger zu Antiochus, Ephesus und Alexandrien. In letzterer Stadt, welche die griechische Messe des Ostens wurde, entstand die erste bedeutende jüdische Kolonie; hier war es, wo der griechische Groll gegen die Juden seinen grausamsten und ungerechtesten Ausdruck fand; hier entdecken

wir die Keime von fast all den beleidigenden Anschuldigungen, welche die jüdische Rasse zu ertragen hat. Schmähschriften jeder Art, Verleumdungen in allen Variationen, von einzelnen Personen, der ganzen Rasse, ihrer Institute, ihrer Sitten und Gebräuche und ihrer Ethik, quidquid Graecia mendax audet in historia — all dies fand hier gewandte Erdichter und eifrige Verbreiter. Der Platz hätte zu diesem Zwecke nicht besser gewählt werden können. Alexandrien lag in Egypten und die mit den Griechen leicht fraternisierenden Egypter hatten nichts als Haß für den ihren Aberglauben verachtenden Juden, der stolz war auf die Zeit, in welcher seine Vorfahren unter Moses mit mächtiger Hand aus Egypten herausgezogen waren.

Auch der erste systematische Angriff der griechischen Litteratur gegen die Juden war das Werk des Manetho, eines egyptischen Priesters, der hellenische Zivilisation angenommen hatte. Es ist wahr, daß wir in Hecatäus die älteste der egyptischen Versionen über den Exodus finden, aber diese ist auch die unparteiischeste von allen. Das Gerücht, als ob sie wegen Aussatz aus Egypten vertrieben worden wären, finden wir bei Hecatäus nicht (im Gegenteil, die Egypter selbst leiden an Seuchen und die Juden wurden vertrieben, weil sie an die egyptischen Gottheiten nicht glauben wollten). Hecatäus hegt keinerlei Feindseligkeit gegen die Juden, sondern preist ihre Gesetzgeber und ihre Institutionen, mit Ausnahme ihrer Xenelasia und Misorenia. Die ältere Version scheint vorsätzlich zur Seite gelegt worden und nie wirklich in Verlust geraten zu sein, denn sie taucht bei Trogus Pompeius im Zeitalter des Augustus wieder auf. Aber mit Manetho im dritten Jahrhunderte vor d. ü. Z. beginnt die lange Reihe der Professions-Verleumder, welche alle möglichen Sagen aufnahmen und ausdehnten, bis sie roh genug waren, um selbst den größten Judenfresser, der je lebte, zu befriedigen.

Solche summarische Angriffe und einander derart widersprechende Anschuldigungen wurden wahrscheinlich nie gegen irgend ein anderes Volk erhoben. Wir haben in diesem Berichte nur versucht, die Schlüsse und Folgerungen zu summieren, die Reinach aus seinem Studium zieht. Er hat eine These zu verteidigen, die Ehre des Judentums, und insofern müssen wir auf unserer Hut sein. Aber der kühle Beobachter muß zugestehen, daß hinter all diesem unmäßigen Gifte des Angriffes und der anmaßenden Verachtung der Replik individuelle und nationale Eifersucht und absichtliches Mißverständnis lag, zu egoistischen Zwecken großgezogen. Es war Zeit, daß ein Gelehrter von dem Range eines Reinach die Gründe sammelte, auf denen das Vorurteil der Alten gegen die Juden beruhte und dadurch, daß er deren sinnlosen und widersprechenden Charakter klarlegte, den Ruhm des Judentums in den heidnischen Zeiten rechtfertigte. Wir sehen mit Interesse den versprochenen weiteren Bänden entgegen, welche die Texte der Inschriften und Gesetze enthalten sollen, die auf unser Thema Bezug haben. („The Nation“.)

Der Schutzdukaten.

Von R. E. Sch.

(Fortsetzung.)

Es war das Hekdesch. Die Männer, die aus dem Schlosse gekommen, gingen in dasselbe, dessen Thüre sie sorgfältig verschlossen. Eine alte Frau mit einem Lämpchen in der Hand, das den dunklen rußigen Hausflur nur wenig erhellte, empfing die Eintretenden.

„Seid Ihr es, Reb Chaim?“ frug die Alte.

„Ich bin es, Frummet, ist oben alles in Ordnung, ist meine Tochter noch hier?“

„Alles ist in Ordnung, Reb Chaim, Euer Gitele, gebenscht soll sie sein, hat alles so schmuck gemacht, daß ein Prinz oben wohnen könnte.“

„Ganz gut, Frummet, aber seid mauchel, gebt mir die Lampe und geht schlafen, wir brauchen Euch jetzt nicht mehr.“

Nicht ohne Widerstreben gab die Alte ihre Lampe dem Bal Towah und zog sich in ihr Zimmer zurück, einen Blick voll Neugierde auf die anderen Männer werfend, die in der dunkelsten Ecke des Hausflurs sich aufhielten.

„Nichts für ungut, Herr Graf, aber lassen Sie uns jetzt nach oben gehen, wo Sie ganz ungestört schlafen können. Itzig, führe Du den Sroreh (Edelmann), denn die Treppe ist sehr finster,“ mit diesen Worten schritt Cohn den beiden anderen voran. Der obere Teil des Hauses war entschieden reinlicher gehalten. Ein schmaler niedriger Gang führte nach einem Anbau, der in dem kleinen Garten des Hekdesch stand. Am Ende dieses Ganges befand sich eine Thür, an die Reb Chaim in ganz eigentümlicher Weise klopfte, sie wurde geöffnet und heller Lichtschein strahlte den Eintretenden entgegen.

„Hier sucht Sie kein Franzos, Herr Graf,“ sagte Reb Chaim, „denn jeder Soldat weiß wohl, daß in einem Hekdesch keine Beute zu machen ist, und nichts für ungut, die Württemberger und Baiern haben bei ihren Verbündeten, den Franzosen, wohl noch nicht ganz ihr Deutsch verlernt und wenn sie morgen kommen, können sie am Hause lesen: „Hier sind die Pocken.“

„Die Idee ist gut,“ sagte Graf M. über den genialen Einfall des Juden lächelnd. „Aber wie kommt es, Ihr Männer, daß Ihr mir, dem Christen, so viele Aufmerksamkeit schenkt, so viel für meine Rettung thut?“

„Nichts für ungut Herr Graf,“ erwiderte Cohn, demselben näher tretend, „wir Juden beten jeden Schabbes für unsere Obrigkeit und außerdem lehrt uns unser heiliger Glaube, daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst und darum wollen wir Sie retten. Sind Sie doch unser Schutzherr, unsere Obrigkeit und unser Nächster sind Sie auch, denn jeder Mensch ist unser Nächster.“

„Bei Gott! Ihr seid edle Menschen, von dieser Seite habe ich Euch Juden gar nicht gekannt,“ rief Graf M. aus und drückte dem Bal Tebah herzlich die Hand.

„Das kommt daher, weil die Christen sich keine Mühe geben, uns Juden kennen zu lernen,“ erwiderte dieser nicht ohne Ironie, während ein gutmütiges Lächeln um seine Lippen spielte, „doch jetzt müssen wir fort, müssen heim zu unseren

Familien. Das also, Herr Graf, ist Ihr Wohnzimmer und nebenan ist Ihr Schlafzimmer, das meine Tochter soeben in Ordnung bringt. Komm Gitele, es ist spät, wir wollen nach Hause gehen."

Dem Rufe des Vaters folgend trat Gitele aus der Schlafkammer ins Zimmer und verbeugte sich vor dem Grafen, der trunkenen Blickes auf die Mädchengestalt vor ihm schaute. Solch ein Bild holder Jungfräulichkeit hatte er noch nie gesehen und der Mann, der in Berlin mit den ersten Schönheiten der Residenz in täglichem Verkehr gewesen, mußte sich gewaltsam aufraffen, um dem schlichten Judenmädchen einige Dankesworte sagen zu können.

„Wie mir Ihr Vater mitteilte, hatten Sie die Güte, diese Zimmer so schön und wohnlich für mich einzurichten," begann der Graf an Gitele sich wendend, „nehmen Sie dafür meinen besten, innigsten Dank.

„Bitte Herr Graf," erwiderte das Mädchen, „was ich gethan ist eines Dankes wohl nicht wert. Mein Vater hat mir den Auftrag gegeben, diese Zimmer herzurichten, und ich that, was in solch einer kurzen Zeit möglich gewesen. Uebrigens war es mir Herzenssache, mit Opferfreudigkeit da einzugreifen, um dem Franzosenkaiser ein Opfer wenigstens zu entreißen."

„Sie scheinen die Schwärmerei der Süddeutschen für Napoleon nicht zu teilen?" frug der Graf.

„Ganz und garnicht, gnädiger Herr," erwiderte Gitele, „ich bin eine gute Preußin und liebe mein Vaterland und das angestammte Königshaus, wenn auch den Juden jene heiligen Menschenrechte vorenthalten werden, deren sich der ärmste Christ erfreuen darf."

Gitele hatte sich hoch aufgerichtet, als sie sprach, mit blitzenden Augen blickte sie den Grafen an, der erstaunt und sprachlos ihr gegenüber stand. Reb Chaim weidete sich einige Augenblicke an dem Erstaunen des Grafen.

„Nichts für ungut," begann er endlich, „kann das Mädel nicht sprechen wie ein Buch? Habe meine Tochter in Breslau erziehen lassen, hat mich ein schweres Geld gekostet, habe es aber nicht umsonst ausgegeben. Nun ein paar Thaler sind mir trotzdem übrig geblieben, die bleiben meinem Kinde und die sollen die Franzosen und Süddeutschen nicht finden und wenn sie noch so klug sein sollten. Gute Nacht denn Herr Graf, seien Sie außer Sorgen und nehmen Sie mit unserer Kost fürlieb; Gitele, die hier oft ein- und ausgeht, wird Ihnen Nachricht bringen, was außerhalb des Hekdesch vorgeht."

Mit diesen Worten entfernte sich der Bal Tebah mit seiner Tochter und seinem Freunde und ließ den Grafen mit seinen Gedanken und Gefühlen allein.

Am nächsten Tage kam ein Detachement Franzosen nach Z. Das Schloß wurde sofort besetzt und jeder Winkel in demselben vom Dache bis zum Keller durchsucht. Der Graf wurde natürlich nicht gefunden und der Rentmeister versicherte dem kommandierenden Offizier, daß sein Herr gestern abgereist sei, wohin wisse er nicht. Auch der Bürgermeister und Pfarrer des Ortes, die aufs Schloß zitiert worden, gaben die Versicherung, daß Graf M. nicht in Z. sei, worauf hin die Nachforschungen nach dem Gutsherrn eingestellt wurden. In dem Grenzstädtchen, das ärmlich genug aussah, schien es den Franzosen nicht zu behagen, schon nach wenigen Tagen zogen sie wieder ab, um sich ihrem Regimente, das in der Gegend von Münsterberg Lager bezogen, anzuschließen.

Der Bal Tebah hielt Wort. Gitele kam täglich ins Hekdesch, berichtete dem Grafen, was im Schlosse vorgegangen und was sonst für Kunde aus dem Lande bis zu ihnen gedrungen. (Schluß folgt).

Briefe aus Krähwinkel.

Von D. Dalles.

IV.

Hochgeehrter Herr Chefredakteur! Wie ich Ihnen in einem meiner ungedruckten Berichte geschrieben habe, ist im vorigen Jahre von mir und meinem Nachbarkollegen Dalson in Dallesrode — ich schreibe Ihnen noch darüber — eine Konferenz gegründet worden. Ich wurde zum ersten und mein Kollege zum zweiten Vorsitzenden gewählt, und seit einem Jahre bemühen wir uns Mitglieder zu gewinnen. Zwei Mitglieder, beide als Schochtim geprüft, haben sich gemeldet und am 2. Pfingsttage sollte die erste Vereinsversammlung stattfinden. Allein gleich in diesem ersten Jahre mußte die Konferenz verschoben werden. Unser zweiter Vorsitzende mußte nämlich als Delegierter zu einer Nachbar-Konferenz reisen, wo er, wie er in einem lichtvollen Memorandum an den Vorstand entwickelte, Anregungen zu sammeln und sich über den Gang einer solchen Konferenz zu informieren gedachte. Ich war also genötigt, mit der Aufstellung der Tagesordnung und Versendung der Einladungen zu warten, bis das Referat meines Kollegen eingegangen sein wird. Das ist nunmehr geschehen, und ich ersuche Sie, unsere motivierte Tagesordnung in der nächsten Nummer Ihres Blattes bekannt zu geben und diese Nummer sämtlichen Vereinsmitgliedern „eingeschrieben" zuzusenden. Ich darf Ihnen Hoffnung machen, daß die „Wochenschrift" wahrscheinlich als offizielles Vereinsorgan bei der Konferenz publiziert werden wird, namentlich wenn Sie sich bereit erklären, unseren Vereinsmitgliedern das Blatt zu einem ermäßigten Preise abzugeben — ich schreibe Ihnen bald darüber.

Ueber die Eindrücke, die mein Kollege, unser Herr zweiter Vorsitzender und Delegierter, auf der Konferenz empfangen, schreibe ich Ihnen noch; heute will ich einige seiner geistreichen Beobachtungen, die von großem Scharfblick zeugen, hier mitteilen. Die einleitenden Verhandlungen hat er leider nicht gehört, weil er von einem achtstündigen Marsche ermüdet war, und bei dem nachfolgenden Lehrpensum war er eingeschlafen. Dagegen hat er mit Ausdauer den Gang der Verteilung von Reiseentschädigung vom Anfang bis zum Ende verfolgt und uns — d. h. dem Vereinsvorstand — hierüber Mitteilung gemacht. Für diese Konferenz hatte nämlich der D. J. G. B. in municifenter Weise wieder nur 25 Mark bewilligt, die unter 12 Teilnehmern verteilt wurden. Die auswärtigen Kollegen sind per Bahn, per Beine und per Fahrrad zur Konferenz gereist, und nun wurde folgender genialer Verteilungsmodus angewendet: Die Bahnfahrer erhielten vorweg je eine Mark; die Besitzer eines Fahrrades eine Flasche Oel, und die Fußgänger den Preis für ein Paar Stiefel-Absätze. Den Rest der vom D. J. G. B. bewilligten Summe wurde dann gleich-

mäßig verteilt. Mein Kollege erhielt 85 Pfennig. Er beabsichtigt sich beschwerdeführend an den D. J. G. B. zu wenden, denn wir haben aus sicherer Quelle erfahren, daß die Vorstandsmitglieder der Ahawas Achim je 50 Mark Reiseentschädigung erhalten haben und daß der Präsident des Deutschen Reichsverbandes jüdischer Religionslehrer die gesamten Mitgliedsbeiträge verreist, verschreibt und verdruckt und nun soll unsereiner mit 85 Pfennigen eine Konferenz besuchen! Vielleicht schafft der Lehrerbund hier Abhilfe, wir werden ihn durch eine Resolution darin energisch unterstützen — ich schreibe Ihnen noch darüber!

Unsere Tagesordnung enthält, wie Sie sehen, viele neue und interessante Punkte, die durchaus nachahmungswert sind. Zuerst tagen wir nicht mehr um Pfingsten, sondern um Tischo b'aw. Wir ersparen uns dadurch die Umstände mit der Einquartierung und Verpflegung fremder Gäste. Sie wollen darum die Tagesordnung unsrer diesjährigen Konferenz auf der ersten Seite des roten Umschlages mit großen Buchstaben, wie folgt, setzen lassen:

Tagesordnung
der
Konferenz der Kultusbeamten
vom
Bezirk Krähwinkel und Dallesrode
am 9. Ab 5656.

1. Begrüßung der Gäste. (Herr Schriftsteller D. Dalles.)
2. Ansprache an die Versammlung. (Herr D. Dalles.)
3. Referat des Delegierten über die Konferenz. (Herr Lehrer Dalson.)
4. Antrag für die nächstjährige Konferenz, auch unsere Frauen zur Beratung zuzuziehen. (Herr D. Dalles.)
5. Lese-Uebersetzungsprobe an der Hand des Esehu Mekomon mit Demonstrationen. (Herr D. Dalles.)
6. Der Schalent und die Juden in etymologischer, ethnographischer, kapitalistischer und sozialistischer Beleuchtung. Studie mit Demonstrationen. (Herr D. Dalles.)
7. Abends: Gemeinschaftliches Abendgebet und -Essen. (Alle Teilnehmer.)
8. Schluß.

* * *

P. S. Den Vortrag: „Der Schalent 2c." möchte ich auch in verschiedenen Litteratur-Vereinen halten. Sie sind doch wahrscheinlich mit den Leitern des Berliner Vereins befreundet; machen Sie ihnen den Vorschlag, daß ich mit meinem Vortrag die Saison in Berlin eröffne. Sollte auch der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens mir einen Vortrag übertragen wollen, so bin ich bereit, den Titel zu ändern und über „Der Schalent und die Christen" zu sprechen. Mein Wirt, ein wackerer christlicher Gerbermeister, ißt nämlich gern bei mir an jedem Sabbat Schalent — ich schreibe Ihnen noch darüber!

Hier und dort.

Allenstein, 6. Juni. Die erste Konferenz des neu gegründeten Vereins jüdischer Religionslehrer Ostpreußens hat hier am 24. und 25. Mai stattgefunden und einen Verlauf genommen, wie wir ihn gewünscht und erwartet hatten. Am ersten Konferenztage wurde nach einem allgemeinen Bericht des Vorsitzenden, Prediger Sturmann-Osterode, und dem Kassenbericht des Oberkantors Birnbaum-Königsberg ein Statuten-Entwurf durchberaten und mit wenigen redaktionellen Aenderungen als Grundlage der Vereinsthätigkeit angenommen. Der Hauptzweck der Versammlung, deswegen sich ja der Verein gebildet und konstituiert hatte, bestand jedoch in dem Antrage auf Anschluß des Vereins an den Verband der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche. Ein dahingehender Antrag wurde nach einem ausführlichen Referate des Waisenhaus-Inspektors Peritz-Königsberg angenommen. Ebenso wurde ein Antrag des Vorstandes, den um die Religionsschule und ihre Lehrer in Ostpreußen hochverdienten Rabbiner Dr. Bamberger-Königsberg — jetzt leider krank — zum Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen, angenommen. Am 25. Mai nach 10 Uhr begann die Versammlung des folgenden Tages, welche als Lehrer-Konferenz bezeichnet war. Von etwa 75 Kultusbeamten der Provinz waren 34 gegenwärtig. Der Verband der Synagogen-Gemeinden Ostpreußens war durch Rechtsanwalt Schey-Allenstein vertreten, und als Vertreter der Schulinspektion der Synagogen-Gemeinden war an Stelle des erkrankten Rabbiners Dr. Bamberger-Königsberg Rabbiner Dr. Rülf-Memel anwesend. Die Vorträge und Verhandlungen waren außerordentlich belehrend und anregend. Zunächst sprach Herr Peritz-Königsberg über die methodischen Grundsätze für die Auswahl der Uebersetzungsstücke aus dem hebräischen Gebetbuche. Das Referat an sich war selbst ein wahrhaft methodischer, außerordentlich gut disponierter und stilisierter Vortrag. Hieran war ein Antrag auf Wahl einer Kommission geknüpft, welche eine solche methodisch geordnete, für den Unterricht bestimmte Herausgabe einer Auswahl solcher Gebetstücke bewirken soll. — Der Vortrag eines der ältesten und erfahrensten Mitglieder des Vereins, Prediger Sturmann-Osterode: „Die materielle und soziale Lage der Religionslehrer und Kultusbeamten in Ostpreußen," war ein Werk reichster Erfahrung und innigster Teilnahme. Ein erfreuliches Bild der Lehrer und Kultusbeamten in den kleinen Orten, welches der Redner entwarf, war es gerade nicht. Denn da kam ein soziales Elend zu Tage, wie es die übrige Welt sonst gar nicht kennt. Zur Abhilfe dieses Elends sollen eine Anzahl vom Vortragenden aufgestellte Thesen dienen, die beraten und angenommen wurden. Nunmehr folgte eine Frühstückspause von etwa einer Stunde, und hierauf hielt Herr Oberkantor Birnbaum-Königsberg seinen angekündigten Vortrag über die Geschichte des Synagogen-Gesanges in Deutschland. Herr B. ist bekanntlich nicht nur ein gottbegnadeter Sänger, sondern auch ein eifriger Forscher und Sammler auf dem Gebiete des Kirchengesanges, und er hielt einen Vortrag, welcher mit der größten Spannung von Anfang bis zu Ende verfolgt wurde. Am interessantesten waren die Nachweise, wie nicht nur die Kirche von der Synagoge, sondern auch

die Synagoge wieder von der Kirche gar manches Gesangesstück übernommen und überkommen hat. — Nach einer vortrefflich geleiteten und ausgefallenen Lehrprobe aus der Einführung des jüdischen Schülers in die Liturgie, gehalten von Lehrer Karo-Allenstein, schloß die Versammlung. — Die Gemeinde Allenstein hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre Gäste zu bewirten. Abends 8 Uhr begann das Festmahl im großen Saale des „Deutschen Hauses". Da gab es nicht nur gutes Essen, sondern auch manchen guten Trinkspruch, dessen sich keine Gesellschaft zu schämen braucht. Den Reigen derselben eröffnete der Kaisertoast des Dr. Rülf-Memel, und hierauf kamen alle möglichen Toaste, abwechsend mit eigens für diese Gelegenheit gedichteten Festliedern, sowie Gesänge mit Klavierbegleitung, ausgeführt durch den Oberkantor Birnbaum-Königsberg, zum Vortrage. Erst nach zwei Uhr in der Nacht trennte sich die Gesellschaft, woran nicht nur eine Anzahl des männlichen Teils der Gemeindemitglieder Allensteins teilgenommen, sondern wozu sich auch sehr viele Frauen als Zuhörerschaft eingefunden hatten.

⚒ **Ostrowo**, 27. Mai. Die gegenwärtig aus nur 9 Mitgliedern bestehende israelitische Gemeinde in Sulmierzyce hat jüngst beschlossen, daselbst ein kleines Gotteshaus zu errichten. Die wenigen Mitglieder haben zu diesem Zwecke durch freiwillige Gaben bereits 1000 Mark aufgebracht; nunmehr hat sich die Gemeinde an den Oberpräsidenten gewandt, ihr zu gestatten, bei den israelitischen Gemeinden innerhalb der Provinz Posen Sammlungen zur Vergrößerung des Baufonds zu veranstalten. Bis jetzt haben sich die Mitglieder der kleinen Gemeinde zum Gebet in einer hierzu gemieteten Stube vereinigt.

ⴵ **Neutomischel**, 6. Juni. Dem Rentier Herrn Meyer Josephsohn, welcher das Amt eines Korporationsvorstehers der hiesigen israelitischen Gemeinde über 35 Jahre verwaltet hat, wurde bei seiner Uebersiedelung nach Posen vom Vorstande und den Repräsentanten ein Diplom als Anerkennung überreicht. Zu Ehren des langjährigen Repräsentantenvorstehers, Herrn Michaelis Josephsohn, fand bei seinem Scheiden am Donnerstag in Rohlfings Hotel ein Abschiedskommers statt, zu welchem auch Herr Bürgermeister Witte erschienen war.

⊙ **Nürnberg**, 1. Juni. Am 25. und 26. Mai tagte hier die IV. freie Konferenz der bayrischen Rabbiner, an der sämtliche Herren entweder persönlich oder durch geschäftsordnungsmäßige Vertretung teilnahmen. Es waren erschienen die Herren Adler-Kitzingen, Bamberger-Bad Kissingen, Dr. Bamberger-Burgpreppach, Dr. Cohn-Ichenhausen, Dr. Eckstein-Bamberg, Dr. Kohn-Ansbach, Dr. Kusznitzky-Bayreuth, Dr. Meyer-Regensburg, Dr. Neuburger-Fürth, Dr. Stein-Schweinfurt, Dr. Weinberg-Salzburg, Dr. Werner-München, Wißmann-Schwabach, Dr. Ziemlich-Nürnberg. Als Gäste waren anwesend die Herren Justizrat Josephthal, Gallinger, Jung, Mitglieder der Kultusverwaltung Nürnberg und Dr. Braunschweiger und Dr. Tachauer-Würzburg. — In Vertretung des erst zur zweiten Sitzung erschienenen Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses eröffnete Dr. Neuburger die Sitzung mit einigen begrüßenden Worten, stellte ein neueingetretenes Mitglied und die Herren Gäste vor und schloß mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf Se. Kgl. Hoheit den Prinzregenten. Die Versammlung beschloß wie in den Vorjahren einstimmig die Absendung eines Huldigungstelegrammes. Zum Vorsitzenden wurde Herr Dr. Ziemlich, zu dessen Stellvertreter Dr. Cohn gewählt. Das Schriftführeramt übernahmen Dr. Bamberger und Dr. Weinberg. — Den wichtigsten Beratungsgegenstand der diesjährigen Konferenz bildete der „Lehrplan für den Religionsunterricht in Mittelschulen", den die in Bamberg gewählte Kommission mit großer Hingebung und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet und, dem vorjährigen Beschluß zufolge, vor der Zusammenkunft den Kollegen zur Prüfung zugesandt hatte. Zu einer ins Einzelne der umfangreichen Arbeit gehenden Diskussion reichte die zur Verfügung stehende Zeit nicht aus; es wurden daher nur die Abschnitte I und II „Disziplinen" und „Lehrziel" gründlichst durchberaten und in der lebhaften Debatte wie in den Beschlüssen die wichtigsten Prinzipien erörtert und festgestellt. Die Konferenz sprach als Resolution den Wunsch aus, der Plan solle zunächst, soweit es thunlich sei, in den beiden untersten Klassen dem Unterrichte probeweise zu Grunde gelegt und die praktischen Ergebnisse zum Gegenstand weiterer Besprechungen gemacht werden. Herr Dr. Cohn berichtete über die Thätigkeit des geschäftsführenden Ausschusses in der Pensions-Angelegenheit und gab nähere Details über die seitens der einzelnen Herren — nach Abzug der vom Finanzausschuß gewährten Zuschüsse — an die Kasse zu leistenden Beiträge. Der geschäftsführende Ausschuß wird die nötigen Schritte thun, um fernere, wünschenswerte Erleichterungen für die nicht kontraktlich pensionsberechtigten Kollegen zu erwirken. — Der Rest der Sitzung war durch einen sehr anregenden Meinungsaustausch über mehrere höchst wichtige, internere amtliche Angelegenheiten in Anspruch genommen. — Am Schluß der Konferenz — während deren aus der allerhöchsten Geheimkanzlei des Prinzregenten ein huldvolles Antworttelegramm eingelaufen war — wurden die bisherigen Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses, die Herren Doktoren Cohn, Neubürger, Bamberger (Kissingen) und Ziemlich wiedergewählt; neugewählt wurden die Herren Dr. Werner (München), der auch bisher die Thätigkeit des Ausschusses mehrfach wirksam unterstützt hatte, und gemäß § 10 der Geschäftsordnung, nach welchem die Ausschußmitglieder zu beiden Teilen den verschiedenen religiösen Richtungen angehören sollen, Dr. Meyer (Regensburg); als Ersatzmänner wurden bestimmt die Herren Doktoren Groß und Stein. An die Rabbinerkonferenz schloß sich auch in diesem Jahre eine Ausschußsitzung des „Landesvereins zur Unterstützung notleidender israelitischer Kultusgemeinden in Baiern" an. Dieselbe fand unter dem Vorsitz des Herrn Justizrat Gunzenhäuser-Fürth und unter großer Beteiligung von Rabbinern und Gemeindevertretern am 26. Mai nachmittags statt und lieferte den erfreulichen Beweis für das dem Verein allseitig bekundete Interesse sowie für dessen ersprießliche Thätigkeit. Nach einem eingehenden Kassenberichte, den Herr Dr. Nürnberger erstattete, berichtete der Vorsitzende über die eingegangenen Unterstützungsgesuche, deren Zahl sich auf 36 belief, und stellte seine auf gründlicher Information und wohlwollender Prüfung der Verhältnisse beruhenden Anträge, welche fast ohne Debatte die Zustimmung der versammelten Ausschußmitglieder finden konnten. Die gesamten Unterstützungen betrugen nahezu 7000 Mark. Am bemerkenswertesten sind die nach § 3 Ziff. 4 bewilligten

Subventionen zur Bildung von Kultusgemeinden in Strausberg und Hof, deren geistliche Leitung die Herren Dr. Mayer-Regensburg und Dr. Kusznitzky-Bayreuth zu übernehmen sich bereit erklärten, und die gemäß § 2 beschlossene Unterstützung eines 82jährigen emeritierten Lehrers, dem die kleine Gemeinde, in welcher er mehrere Jahrzehnte lang segensreich gewirkt hat, aus eigenen Mitteln keine Pension zu geben vermag. Im Uebrigen wurden Unterstützungen in Einzelbeträgen von 40 bis 400 Mark bewilligt zur Errichtung bezw. Reparatur von Schulhäusern, Synagogen, Ritualbädern, zur Beschaffung oder Verbesserung von Religionsunterricht und als Beiträge zu den Gehältern von Lehrern in kleinen, finanziell schwachen Gemeinden. Einer liebenswürdigen Einladung der Kultusverwaltung folgend, blieben ein großer Teil der Rabbiner und Vorsteher in heiterer Geselligkeit nach der ernsten Arbeit bis Mitternacht vereint.

⚒ **Zabern**, 2. Juni. In der hübsch geschmückten Synagoge fand am Sonntag die Installation des neuen Rabbiners von Zabern, Herrn Dr. Staripolski, statt. Der Feier wohnten Kreisdirektor Dr. Dieckhoff und Bürgermeistereiverwalter Baumbach bei. Ferner waren erschienen die Vorstände der israelitischen Gemeinden Dettweiler, Hochfelden, Schweinheim und Neuweiler, die zum Rabbinat Zabern gehören.

d. **Wien**, 3. Juni. Im Magistrats-Sitzungssaale des Rathauses fand am 2. d. M. die Ziviltrauung des Herrn Max R. von Gutmann, des ältesten Sohnes des verstorbenen Wilhelm R. von Gutmann, mit Fräulein Emilie Hartmann, einer Tochter des Hofschauspielerpaares Ernst und Helene Hartmann, statt. Als Trauungszeugen fungierten Baron Leitenberger und Prof. Kaspar v. Zumbusch. Zur Seite der Braut stand deren Vater, neben dem Bräutigam dessen Onkel David R. von Gutmann. Den Trauungsakt nahm Magistratsrat Müller vor, der an das Brautpaar eine kurze Ansprache richtete, worauf der Ringwechsel vollzogen wurde. Der Zeremonie wohnten nur die Familienangehörigen des jungen Paares bei. Herr von Gutmann hat aus Anlaß seiner Vermählung den Armen der Stadt Wien 1000 Gulden gespendet.

⊙ **Budapest**, 6. Juni. Budapest hat eine jüdische Bevölkerung von 150 000 Seelen. Unter diesen befinden sich zwei Mitglieder des Magnatenhauses, vier Mitglieder der Deputiertenkammer und zwei Staatsanwälte. Ferner giebt es dort 230 jüdische Advokaten, 298 Aerzte, 52 Professoren, 20 Architekten, 45 Ingenieure, 44 Journalisten, 6 Sänger, 5 Bildhauer und 5 Komponisten.

— Die Kaiserin von Oesterreich besichtigte während eines Besuches, den sie der Millenium-Ausstellung zu Budapest abstattete, die der kirchlichen Kunst gewidmete Abteilung. In dieser Abteilung befinden sich zahlreiche von jüdischen Gemeinden und Privaten ausgestellte Gegenstände, die von Juden für religiöse Zwecke in der Synagoge und zuhause gebraucht werden. Die Kaiserin informierte sich über die Bestimmung dieser Gegenstände (silberne Kannen und Becken für die Kohanim, goldene und silberne Kiddusch-Becher und Riechbüchsen, Schmuck für die Torahrollen und Vorhänge für die Bundeslade) und war überrascht, als sie erfuhr, ein wie wichtiger Faktor die Synagoge bei der Förderung der Gold- und Silberschmiede-Kunst ist.

♁ **Meerane**, 7. Juni. Der Antrag des Schulausschusses, ein Klassenzimmer der Bürgerschule für den israelitischen Religionsunterricht den betreffenden jüdischen Familien zu überlassen, wurde vom Rat mit der Begründung abgelehnt, daß es dem Charakter der konfessionellen christlichen Schule widerspreche, einen nichtchristlichen Religionsunterricht in dem Schulgebäude abhalten zu lassen. (!!)

↗ **London**, 4. Juni. Die Königin von England hat jüngst, anläßlich der Feier ihres Geburtstages, Herrn Joseph Sebag Montefiore die Ritterwürde verliehen, „in Anerkennung der hohen Stellung, die er in seiner Gemeinde und im Staate einnimmt.“ Herr Joseph Sebag Montefiore ist Friedensrichter für Kent; 1889 war er oberster Sheriff von Kent. Geboren wurde er 1822 als Sohn Salomon Sebags aus seiner Ehe mit Sarah, der ältesten Schwester Sir Moses Montefiores. Als Neffe des verstorbenen Sir Moses wurde er zum Universalerben des ausgezeichneten Philanthropen ernannt, und außer einer Baarsumme erbte er mit das Schloß des Sir Moses zu Ramsgate. Im Jahre 1885 nahm er mit königlicher Erlaubnis den Namen Montefiore an. Als Sephardi geboren, war er Jahre lang ein einflußreiches Mitglied der spanischen und portugiesischen Gemeinde; gegenwärtig ist er Präsident der Aeltesten, die höchste Stellung in jener Gemeinde. Vor wenigen Monaten wurde er vom Könige vom Italien zum italienischen General-Konsul ernannt.

♁ **Aus Rußland.** Die „Neue Dörpt. Ztg.“ entnimmt dem soeben ausgegebenen „Zirkular für die Rigaer Lehrbezirke“, folgende ministerielle Verfügung: „In der Stadt Moskau finden sich sowohl im Laufe des Semesters, als auch während der Ferien zum Wiedersehen mit ihren Verwandten Juden, Studierende anderer Universitäten ein, wobei sie bei ihrer Ankunft Zeugnisse vorweisen, die ihnen von der Universitäts-Obrigkeit zum Aufenthalt in Moskau ausgestellt sind. Nach dem Gesetz ist jedoch das Recht, überall im Reiche sich aufhalten zu dürfen, unter anderem nur denjenigen Juden gestattet, welche ihren Kursus in den höheren Lehranstalten absolviert haben; Hinweise darauf aber, daß die Juden für die Zeit ihres Studiums in diesen Lehranstalten sich eines solchen Rechtes erfreuen, giebt es nicht. Aus diesem Grunde und dem vorzubeugen, daß jüdische Studierende nach Moskau reisen und damit nutzlos Zeit und Geldmittel vergeuden, hat Seine Kaiserliche Hoheit der Moskauer Generalgouverneur den Herrn Minister der Volksaufklärung ersucht, die Aenderung zu treffen, daß die Universitäts-Obrigkeit Scheine zum Aufenthalt in Moskau solchen jüdischen Studierenden, welche nicht an und für sich das Recht zum Aufenthalt in Moskau haben, nicht verabfolge. Vorstehendes wird zu genauer Ausführung und Anleitung im Lehrbezirke bekannt gegeben.

— Die Rabbiner, welche offiziell den Krönungsfesten in Moskau beiwohnten, waren Dr. Drabkin, der Kronrabbiner (d. h. von der Regierung ernannte Rabbiner) von Petersburg, Rabbi Segal von Warschau und Rabbi Mase von Moskau. Sie trugen weiße Atlasgewänder und hatten ihren Platz unter der Geistlichkeit der nicht-christlichen Religionen. Jeder der drei Rabbiner erhielt eine Ordensauszeichnung, eine goldene Medaille mit der Inschrift „Für Eifer“, die am Bande des Stanislaus-Ordens getragen wird.

⊙ **New-York**, 31. Mai. Ueber das segensreiche Wirken der „United Hebrew Charities“ giebt der soeben für den Monat April zusammengestellte Bericht folgenden Aufschluß. Unterstützungen verschiedenster Art wurden im Laufe des Monats auf 3775 Applikationen an 12,583 Personen, inklusive Kinder, gewährt. 2235 dieser Applikationen gingen von Personen ein, die bereits früher Unterstützungen genossen hatten. 81 Personen wurden mit Reisegeld nach andern Orten der Verein. Staaten und nach Europa versorgt. Zur Verteilung gelangten 659 Kleider, 244 Paar Schuhe und 30 Stück Haushaltungsgegenstände. 85 Personen wurden Nachtquartier gewährt und 309 freie Mahlzeiten verabfolgt. Die Aerzte der Gesellschaft behandelten 388 Kranke und verschrieben 2584 Medikamente. Im Stellenvermittlungs-Bureau wurden 957 Applikationen gemacht und in 598 Fällen Stellen angewiesen. Die Industrieschule besuchten 245 Mädchen, von welchen 450 Kleidungsstücke angefertigt wurden. Die Einnahmen betrugen im Laufe des Monats 5618.51 Doll. und die Ausgaben 11,941.42 Doll.

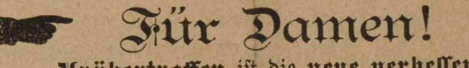
* **Aus den Gemeinden.** Versetzt wurde Lehrer und Cantor J. Eisenstein von Wangerin nach Driesen.

Briefkasten.

Herrn B. M. hier, u. a. Ueber die vakanten Kultusämter in Braunschweig sind wir informiert. Sie thun gut, sich vorher beim Vorstand über die Höhe des Gesamteinkommens zu erkundigen, da dort die merkwürdige Einrichtung besteht, erst die Beamten zu engagieren und das Amt antreten zu lassen und alsdann zu bestimmen, wie hoch oder wie niedrig sie zu salairieren seien. Daß bei diesem Modus trotz des besten Willens der Gemeindeverwaltung oft große Enttäuschungen auf Seiten der Gewählten zu verzeichnen sind, ist leicht erklärlich. — Hrn. J. L., Breslau. Ihre, sowohl als auch mehrere andere Fragen können vorderhand nicht beantwortet werden, da Herr Levin seit acht Tagen verreist ist und erst am 19. d. M. heimkehrt.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Aufruf des Zentralkomites für die Errichtung eines jüdischen Krankenhauses in Jerusalem bei.

Wegen Raummangels mußten viele Artikel und Berichte für die nächste Nummer zurückbleiben.



Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

